

Frankfurter Allgemeine

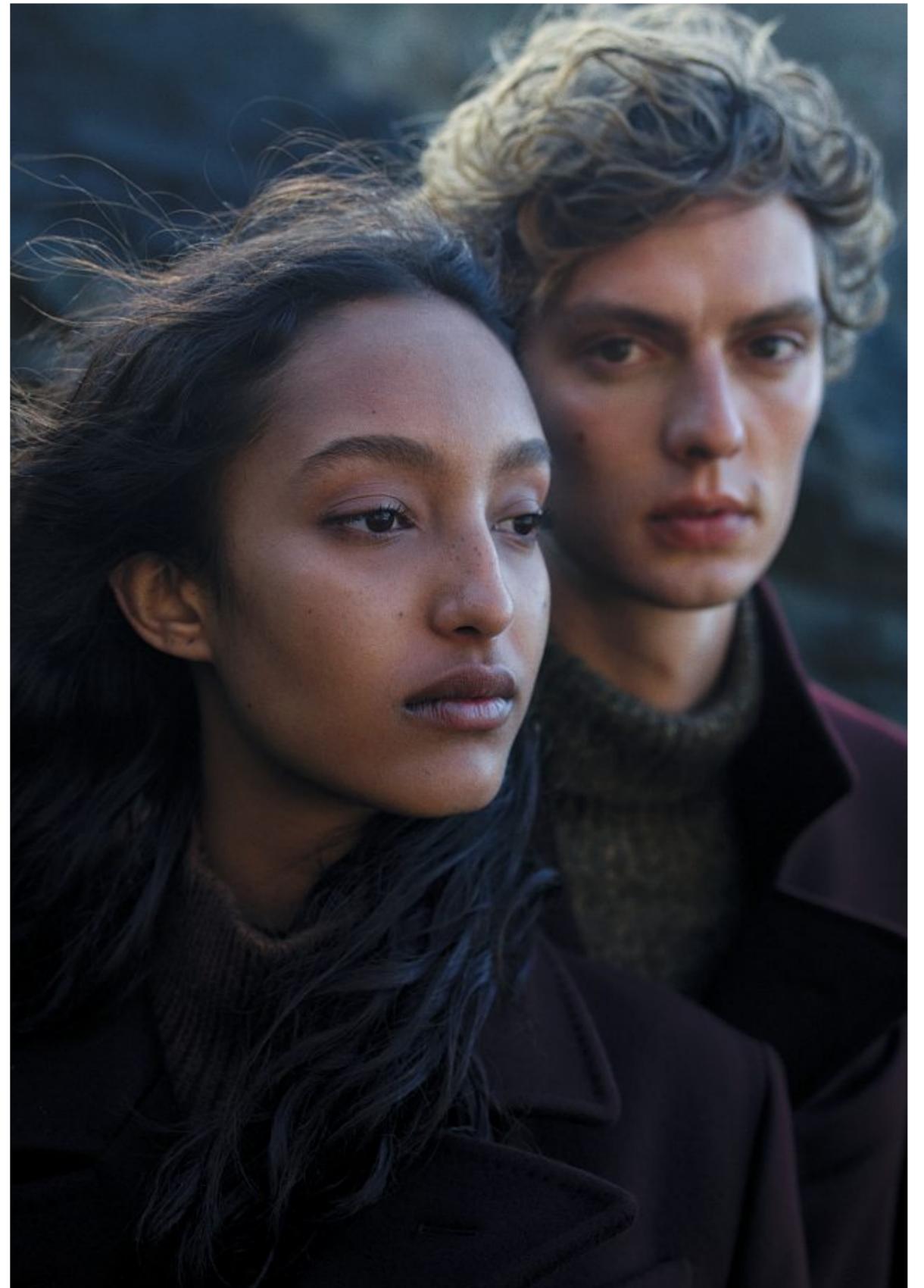
# Magazin

SEPTEMBER 2022

**VON  
GESTERN**

**FÜR  
MORGEN**







*Cartier*



CHANEL



CHANEL



*Breguet*  
Depuis 1775



TRADITION 7597



MAXMARA.COM



MaxMara

# Editorial



# PRADA

PRADA.COM

Foto: Stock



Wenn man sich nur so kleiden könnte wie die Natur! Farne gehören zu den ältesten Pflanzen. Und sicher auch zu den schönsten.

## Älter ist schöner

Neulich im Park, nachts. An einem Müllbehälter machte sich ein Tier zu schaffen. Ein Hund? Nein, dafür war es zu schmal und der Schwanz zu buschig. Ein Fuchs! Als er uns bemerkte, verzog er sich in die Büsche, kam nach ein paar Minuten vorsichtig wieder heraus, schnüffelte an einer Mülltüte, und als er uns wieder bemerkte, hüpfte er so behende über einen Zaun, wie es kein Hund hinbekäme. Die Natur erobert sich langsam die Stadt zurück. Wenn das kein Zeichen ist! Denn es ist höchste Zeit, dass die Zivilisation Raum lässt für das, was sie jahrzehntelang in jedem Wortsinn verdrängt hat. Die Gehwege sind zugepflastert bis ins letzte Eck; die Fassaden sind noch immer nicht begrünt; Häuser werden schon nach ein paar Jahrzehnten abgerissen und neu gebaut; und die Wiese im Park sieht wegen der Sommerhitze so braun aus, wie man es früher nur aus Spanien kannte. In dieser Mode-Ausgabe soll es daher nicht um hemmungslosen Konsum und gedankenlose Wegwerfmentalität gehen. Unser Motto: von gestern für heute. Altes entdecken, nicht wegwerfen, wieder verwenden: Die Bilderstrecke mit Vintage-Mode aus Los Angeles (Seite 66) ist dafür mit unglaublich aktuellen Entwürfen aus den Acht-

zigern und Neunzigern das beste Beispiel. Gestern war nicht alles besser, da muss man nur mal die seltsamen Geschichten aus dem Leben von Marlene Dietrich (Seite 32) lesen, die Christiane Heil aufgeschrieben hat. Aber sich an den Vorfahren zu orientieren, wie es Modeschöpfer Albert Kriemler hält, den Anke Schipp in St. Gallen aus Anlass des 100. Firmenjubiläums besucht hat (Seite 50), das kann schon leitend sein. Nichts ist übrigens nachhaltiger als die längst totgesagte und wunderbar wiederauferstandene Couture, wie auch unsere Bilder aus Paris (Seite 38) zeigen sollen; denn Kleider, die so teuer sind, die wirft man nie weg, die werden sogar begehrter, wie man auch von Gloria von Thurn und Taxis weiß, deren Töchter sich gerne ihre Chanel- und Lacroix-Kleider aus den Achtzigern ausleihen (und nicht zurückgeben). Wenn man ganz weit zurückgeht, vor jede Zivilisation, landet man wieder in der Natur, da ist dann Mode überflüssig. Man sieht es an den Fotos von Maria Irl aus diesem Sommer, die Bernd Steinles Essay über heilsame Naturerfahrungen (Seite 76) illustrieren. Im Wald wundert man sich nicht über einen Fuchs. Wir wundern uns hoffentlich bald auch nicht mehr. *Alfons Kaiser*

#### Verantwortlicher Redakteur:

Dr. Alfons Kaiser  
 Redaktionelle Mitarbeit:  
 Julia Anton, Patrick Bahners, Johanna Christner,  
 Johanna Dürrholz, Claus Eckert, Aylin Güler,  
 Martin Häusermann, Dr. Christiane Heil, Caroline  
 Jebens, Ben Kuhlmann, Kim Maurus, Sarah Obertreis,  
 Prof. Dr. Dominik Pietzcker, Celina Plog,  
 Franziska Prohl, Anke Schipp, Peter-Philipp Schmitt,  
 Simon Schwartz, Bernd Steidle, Julia Stelzner,  
 Julia Verstraelen, Anna Vollmer, Anna Wender,  
 Maria Wiesner

Bildredaktion:  
 Henner Flohr

Art-Direktion:  
 Holger Windfuhr, Tobias Stier (Stv.)

#### E-Mail Redaktion:

magazin@faz.de  
 Alle Artikel werden exklusiv für das  
 „Frankfurter Allgemeine Magazin“ geschrieben.  
 Alle Rechte vorbehalten.  
 © Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH,  
 Frankfurt am Main.

Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten  
 Redaktionsbelege sowie der in ihr enthaltenen  
 Beiträge und Abbildungen, besonders durch  
 Vervielfältigung oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme  
 der gesetzlich zulässigen Fälle – ohne vorherige  
 schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und  
 strafbar. Besonders ist eine Einspeicherung oder  
 Verbreitung von Inhalten aus dem Frankfurter  
 Allgemeine Magazin in Datenbanksystemen, zum  
 Beispiel als elektronischer Pressespiegel oder Archiv,  
 ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.

Sollten Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in  
 Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen  
 wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der  
 F.A.Z. GmbH erwerben unter [www.faz-rechte.de](http://www.faz-rechte.de).  
 Auskunft erhalten Sie unter [nutzungsrechte@faz.de](mailto:nutzungsrechte@faz.de)  
 oder telefonisch unter (069) 75 91-29 01.

Redaktion und Verlag:  
 (zugleich ladungsfähige Anschrift für die im  
 Impressum genannten Verantwortlichen und  
 Vertretungsberechtigten)  
 Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH  
 Hellerhofstraße 2-4  
 60327 Frankfurt am Main

Geschäftsführung:  
 Thomas Lindner (Vorsitzender)  
 Dr. Volker Breid

Anzeigen:  
 Ingo Müller (verantwortlich) und Jürgen Mauker,  
 REPUBLIC Marketing & Media Solutions GmbH,  
 Mittelstraße 2-4, 10117 Berlin, [www.republic.de](http://www.republic.de)

Hersteller:  
 Andreas Gierth

Druck:  
 Mohnd Media Mohndruck GmbH  
 Carl-Bertelsmann-Straße 161M  
 33311 Gütersloh

GIORGIO ARMANI

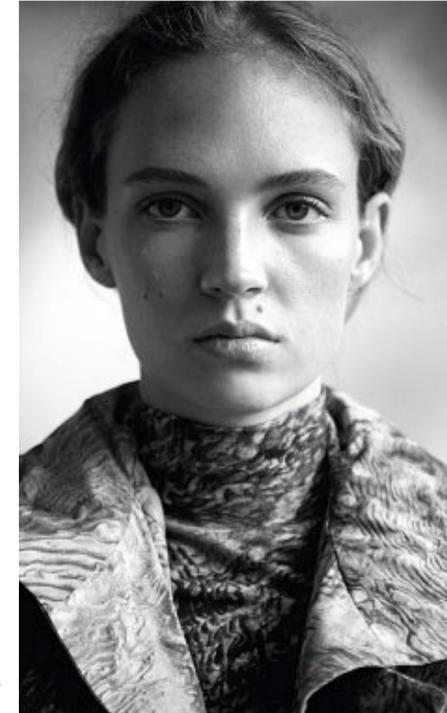
## Mitarbeiter / September 2022



**ADRIENNE JÜLIGER** hatte es nicht weit zu unserem Shooting, das sie am Ende nicht nur ins Heft, sondern auch auf das Cover beförderte. Von ihrer Heimatstadt Bonn nach Düsseldorf braucht man nicht länger als eine halbe Stunde. Das Model, das nun schon seit acht Jahren im Geschäft und weiter international gefragt ist, war schon öfter in unserem Magazin zu sehen, zum Beispiel in der Brexit-Modestrecke vom Februar 2019 („It's Dover“). Nun erkundet sie für die Aufnahmen von Akris-Entwürfen die heiligen Hallen der Düsseldorfer Kunstakademie (Seite 50). Wie passend! Denn die Akris-Kollektionen drehen sich seit Jahren um Künstler.



**CHRISTIANE HEIL** musste ein bisschen suchen, bis sie Maria Riva gefunden hatte. Die Tochter von Marlene Dietrich war in den vergangenen Jahrzehnten oft umgezogen: Sie hatte Adressen in Los Angeles, New York und Château-d'Oex, einem Dorf im Schweizer Kanton Waadt. Mit Unterstützung ihres Sohns Peter Riva, der als Literaturagent in New York und New Mexico arbeitet, fand unsere Autorin, die in Kalifornien lebt, die Siebenundneunzigjährige schließlich ganz in der Nähe: in Palm Springs. Mit der F.A.Z. tauschte sich Riva über das schwierige Mutter-Tochter-Verhältnis aus. Und über Kränkungen, die auch 30 Jahre nach dem Tod des ersten deutschen Weltstars in Hollywood fortleben. (Seite 32)



**JULIA VERSTRAELEN** hat sich vom Beruf der Sozialarbeiterin verabschiedet und neu begonnen: mit dem Journalismus. Ihre Leidenschaft für Geschichten führte sie nach Köln zum Studium und nach Frankfurt zum Praxissemester. Spannende Geschichten findet sie auch auf Postkarten. Durch ihr schön altmodisches Hobby Postcrossing (Seite 84) bekommt sie private Einblicke in das Leben von Menschen aus aller Welt. Auch Sie können ihr schreiben!



**BARBARA KLEMM** war schon durch ihren Vater, den Maler Fritz Klemm, mit künstlerischer Arbeit vertraut. Da ist es kein Wunder, dass die Fotografin, die jahrzehntlang für die F.A.Z. arbeitete, sich für eine Ausstellung im Paderborner Diözesanmuseum gern mit dem Videokünstler Christoph Brech zusammengenommen hat (Seite 86). Patrick Bahners hat sich das Zusammenspiel von neuer und sakraler Kunst für uns angeschaut – und fühlte sich, das darf man ganz profan so sagen, geradezu erleuchtet.



**SARAH OBERTREIS** hat als Redakteurin im Gesellschaftsressort der F.A.Z. das Vergnügen, jeden Morgen über Promi-Nachrichten zu diskutieren. Ein großes Thema in diesem Sommer: „Bennifer“. Inspiriert von Jennifer Lopez und Ben Affleck, machte sie sich auf die Suche nach Paaren, die nach Jahrzehnten der Trennung wieder mit ihrer Jugendliebe zusammengekommen sind. Sie fand viele glückliche Beziehungen, aber besonders rührte sie die Geschichte von Birgit und Tommy, die sich nach 28 Jahren in einer Eisdiele wieder trafen – und seitdem glücklich zusammen sind. (Seite 56)



# Inhalt

September 2022

# GUCCI

© 8. FEBRUAR 2022



Foto: Julia von der Heide, Eva Baales, Diözesanmuseum Paderborn/Ansgar Hoffmann, Maria Irl, Adoni Press



- |  |   |   |
|--|---|---|
| <b>32</b> <b>Two of a kind</b>                       | <b>Maria Riva</b> , die einzige Tochter von <b>Marlene Dietrich</b> , hat ihren eigenen Weg als Schauspielerin gefunden.    | <i>Von Christiane Heil</i>                                  |
| <b>38</b> <b>On y va avec la Couture</b>             | C' est la vie: Wir zeigen Haute Couture aus Paris im Bois de Boulogne und an der Périphérique                               | <i>Fotos Julia von der Heide<br/>Styling Markus Ebner</i>   |
| <b>46</b> <b>What goes around comes around</b>       | Ist die Mode in einer ewigen Endlosschleife gefangen? Oder kann sie wirklich Eigenes erschaffen? Ein Essay.                 | <i>Von Caroline Jebens</i>                                  |
| <b>50</b> <b>Mode macht Kunst</b>                    | Am Anfang war die Schürze: Vor 100 Jahren wurde in St. Gallen das Modehaus Akris gegründet.                                 | <i>Von Anke Schipp<br/>Fotos Julia von der Heide</i>        |
| <b>56</b> <b>Erste Liebe auf den zweiten Blick</b>   | Mit dem früheren Partner noch einmal neu anfangen? Das ist nicht nur <b>Jennifer Lopez</b> und <b>Ben Affleck</b> gelungen. | <i>Von Sarah Obertreis<br/>Illustration Silke Werzinger</i> |
| <b>60</b> <b>Ganz schön alt</b>                      | <b>Richard Lampert</b> gibt aber auch ungewöhnlichen Entwürfen von jungen Designern eine Chance.                            | <i>Von Peter-Philipp Schmitt<br/>Fotos Verena Müller</i>    |
| <b>62</b> <b>Da ist ein Licht, das blinkt weiter</b> | Es ist gar nicht so leicht, Fan zu werden, wenn man nicht mehr 16 ist. Unserer Autorin ist es gelungen.                     | <i>Von Johanna Dürholz</i>                                  |
| <b>66</b> <b>Veni, vidi, Vintage</b>                 | Mode von gestern, heute getragen – diese Kombination lässt sich hoch über Los Angeles am besten inszenieren.                | <i>Von Celina Plag<br/>Fotos Eva Baales</i>                 |
| <b>74</b> <b>In ihren eigenen Schuhen</b>            | Eine Ausstellung in Florenz zeigt die beeindruckende Geschichte der <b>Wanda Ferragamo</b> .                                | <i>Von Alfons Kaiser<br/>Fotos Helmut Fricke</i>            |
| <b>76</b> <b>Wir sind raus</b>                       | Ein Hoch auf Feld, Wald und Wiese: Warum Naturerlebnisse unser Leben positiv beeinflussen.                                  | <i>Von Bernd Steinle<br/>Fotos Maria Irl</i>                |
| <b>84</b> <b>Grüße aus der Ferne</b>                 | Ihr Hobby Postcrossing hat das Leben unserer Autorin verändert. Seither bekommt sie nette Worte aus aller Welt.             | <i>Von Julia Verstraelen<br/>Fotos Stephan Lucka</i>        |
| <b>86</b> <b>Himmel auf Erden</b>                    | <b>Barbara Klemm</b> und <b>Christoph Brech</b> leisten in einer Doppelausstellung den Engeln Gesellschaft.                 | <i>Von Patrick Bahners<br/>Fotos Barbara Klemm</i>          |
| <b>90</b> <b>Blaumann und Seidenkleid</b>            | <b>Grit Seymour</b> hat die Modebranche in der DDR in allen Facetten kennengelernt.   | <i>Von Maria Wiesner<br/>Fotos Julia Zimmermann</i>         |
| <b>94</b> <b>Ich sehe Rot</b>                        | Unsere Autorin ist farbenblind. Jetzt eröffnet ihr eine spezielle Brille einen neuen Blick auf die Welt.                    | <i>Von Anna Wender<br/>Fotos Ilkay Karakurt</i>             |

**19** Vor 50 Jahren **21** Vita Obscura **24** Prêt-à-Parler **58** Mood/Mut **64** Grüße aus Santorini **82** Rezept **96** Werkstatt **98** Fragebogen

#### Zum Titel

Adrienne Jülicher wurde von Julia von der Heide vor dem Mosaik „Hornet“ von Sarah Morris am K20 in Düsseldorf fotografiert. Sie trägt Akris.

**Im Netz:** [www.faz.net/stil](http://www.faz.net/stil)

**Facebook:** Frankfurter Allgemeine Stil

**Instagram:** @fazmagazin

**Twitter:** @fazmagazin

Die nächste Ausgabe des Magazins

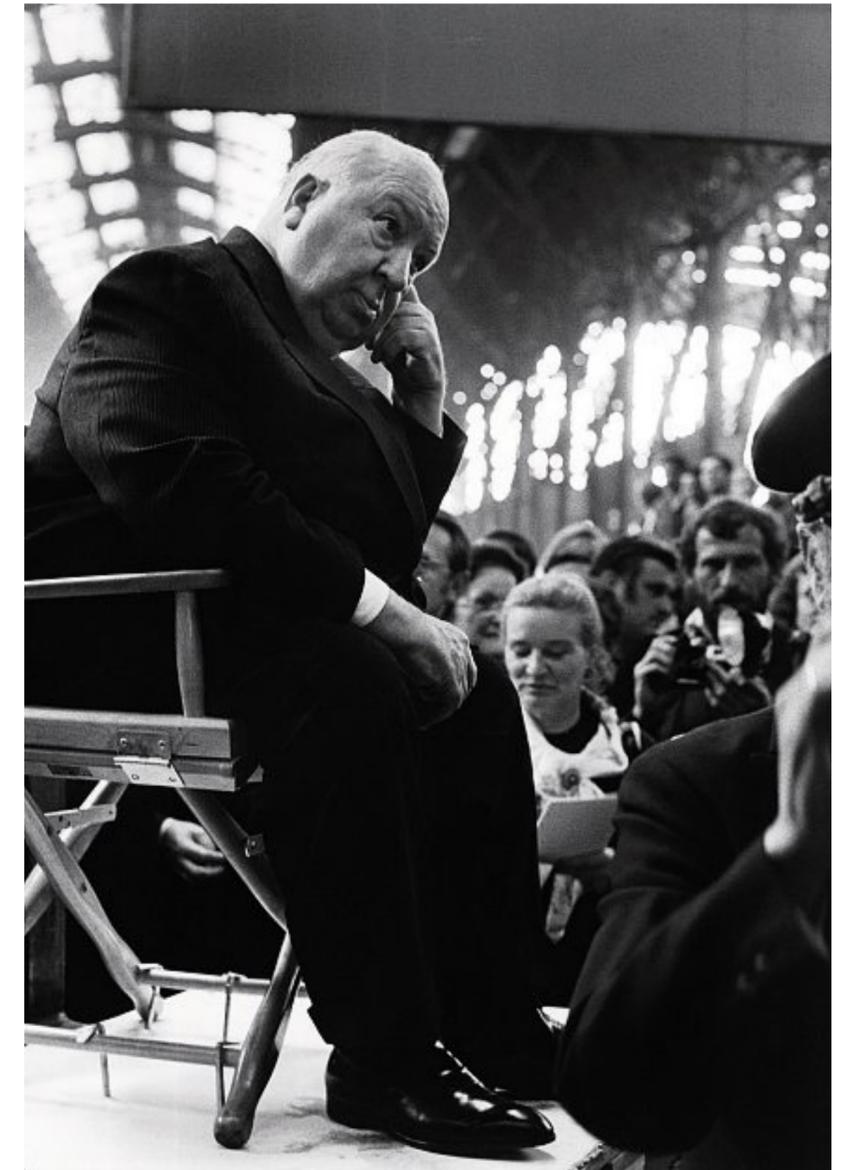
liegt der Frankfurter Allgemeinen Zeitung am 8. Oktober bei.



LILY JAMES  
WITH THE GRECA GODDESS BAG

# VERSACE

Aus der F.A.Z. vom  
14. September 1972:  
Alfred Hitchcock  
wird am Frankfurter  
Hauptbahnhof  
empfangen.  
Foto Barbara Klemm



## Vor fünfzig Jahren

Alfred Hitchcock, so erzählt es der französische Filmemacher und Filmkritiker François Truffaut, war vor den Erstaufführungen seiner Filme so aufgeregt „wie ein Jüngling vor einem Examen“. Erst nach der Premiere fand er seinen Humor wieder. Auf unserem Bild aus dem September 1972 blickt er entspannt drein. Das mag zum einen daran liegen, dass er soeben am Frankfurter Hauptbahnhof dem Salonwagen entstieg ist, einem privaten Zugteil, in dem die Bundesbahn damals Staatsgäste und Prominente durch die Bundesrepublik fuhr. Es liegt aber vor allem wohl an der erfolgreichen Film Premiere, die sein Thriller „Frenzy“ einige Wochen zuvor beim Filmfestival von Cannes gefeiert hatte. Publikum und Kritik lobten den Krimi. Die Werbetour konnte also kommen.

Für die Dreharbeiten von „Frenzy“ war der Meister der Spannungsbögen nach Europa zurückgekehrt. 20 Jahre lang hatte der Engländer in Amerika mit Stars wie Cary Grant, Grace Kelly und Ingrid Bergman gedreht und dabei die psychologischen Tiefen ausgelotet, die hinter Verbrechen stehen. Für „Frenzy“ verzichtete er auf große Hollywood-Namen. Die Geschichten hatten ihn sowieso immer mehr interessiert als die Schauspieler. Freunde berichteten, Hitchcock habe stets am liebsten vom nächsten Projekt erzählt, Szene für Szene beschrieben, und erst wenn er überzeugt gewesen sei, dass das Konzept des Films funktionierte, mit den Dreharbeiten begonnen. Improvisation verabscheute er.

In der ersten Szene von „Frenzy“ treibt eine nackte Frauenleiche ans Ufer der Themse. Ein Serienmörder terrorisiert London, die Opfer bringt er immer nach dem gleichen Muster um: Er erdrosselt sie mit einer bunten Krawatte. Hitchcock folgt auch hier einem seiner Lieblingsmuster: Der Fokus liegt auf dem unschuldig Verfolgten, der beweisen muss, dass er kein Verbrecher ist. Der britische Schauspieler Jon Finch spielt den

Mann auf der Flucht, den die Polizei verdächtigt, Frauen mit Krawatten zu strangulieren. Truffaut schrieb in seinem Interviewbuch mit Hitchcock begeistert: „In ‚Frenzy‘ begegnet man wieder diesem Albtraum, in dem jeder jeden kennt: der Mörder, der Unschuldige, die Opfer, die Zeugen, diese Welt, in der sich jede Unterhaltung im Laden oder in der Kneipe nur um die Morde dreht, eine Welt aus Zufällen, die so streng geordnet sind, dass sie einander senkrecht und waagrecht schneiden: ‚Frenzy‘ bietet exakt das Bild des Rasters eines Kreuzworträtsels zum Thema Mord.“

Die Frankfurter Journalisten fragten den Regisseur als Erstes nach „der zunehmenden Hervorhebung des Sexes im Film“. Den zeige er nur, wenn es unumgänglich für die Handlung sei, so die Antwort. Wenn man ihn jedoch in seiner Kreativität beschränken wollte, wie amerikanische Sittenwächter mit dem „Hays Code“, der bis in die späten Sechziger Zeitbares im Film reglementierte, nahm er dies als Herausforderung an. Ein Kuss im Psychothriller „Vertigo“ zwischen James Stewart und Kim Novak wird immer wieder von Bildern aufschäumender Brandung unterbrochen, um die zulässige Dauer, in der Männer und Frauen ihre Lippen aufeinanderpressen durften, in die Länge zu ziehen. Und nebenbei im Aufschäumen der Wellen gleich eine Metapher erotischen Vorspiels mitzuliefern.

Für „Frenzy“ suchte er weiterhin das psychologisch Offensichtliche im Verborgenen des Alltags. Da der Film im „Swinging London“ spielt, in dem Traditionen von einer jungen Generation in Frage gestellt wurden, sezitiert Hitchcock diese Traditionen mit scharfem Blick. So nimmt das Eheleben des Inspektors viele Szenen ein, in denen die Frau ungenießbare Versuche französischer Haute Cuisine auf den Tisch bringt. Hitchcocks schwarzer Humor richtet sich da nicht nur auf die Kochkunst – sondern gleich auf die ganze Konstellation der Ehe. *Maria Wiesner*

# Vita Obscura

Von Simon Schwartz

**DIONNE QUINTUPLETS**

**YVONNE**  
1934 - 2001

**ANNETTE**  
1934

I. Mitten in Ontario, auf einer kleinen Farm ohne Strom und fließendes Wasser, brachte die Franko-Kanadierin Elzire Dionne am 28. Mai 1934 einelige Fünflinge zur Welt: Yvonne, Annette, Cécile, Émilie und Marie. Die fünf Mädchen wogen zusammen nicht einmal sieben Kilogramm. Da es bis dato weltweit keine Geburt von Fünflingen gegeben hatte, bei der alle Kinder überlebten, rief man sofort einen Priester. Jedoch gelang es dem ebenfalls herbeigeeilten Landarzt Allan Roy Dafeo und zwei Hebammen, die Kinder ausgerechnet mit einem Sud aus Maissirup, Wasser, Kuhmilch und Rum zu retten.

II. Nur wenige Monate nach der Geburt präsentierten die Eltern die Fünflinge bei der Weltausstellung in Chicago. Die kanadischen Behörden entzogen ihnen daraufhin das Sorgerecht und beauftragten ihren Lebensretter Allan Roy Dafeo mit der Erziehung. Dafeo schloss umgehend mehrere Werbeverträge für die Dionne-Fünflinge ab. Mit den Einnahmen daraus wurde er selbst steinreich.

III. Von 1936 bis 1943 wurden die Mädchen in einem Freizeitpark hinter einer Spiegelwand täglich Tausenden gaffenden Besuchern beim Spielen vorgeführt. Die Einnahmen flossen fast komplett in die kanadische Staatskasse, wie auch der Erlös aus Merchandising, drei Kinofilmen, Radioauftritten und zahlreichen Bühnenshows. 1943 bekamen die Eltern das Sorgerecht zurück. Mit 19 Jahren flohen die Mädchen jedoch aus dem Elternhaus. Sie waren von den Eltern geschlagen und vom Vater sexuell missbraucht worden.

**CÉCILE**  
1934

**ÉMILIE**  
1934 - 1954

IV. Nach einer jahrelangen gerichtlichen Auseinandersetzung bat die Regierung von Ontario 1998 für das Leid um Entschuldigung und sprach den Dionne-Fünflingen vier Millionen kanadische Dollar (gut drei Millionen Euro) Entschädigung zu. Émilie und Marie waren da schon seit vielen Jahren tot.

**MARIE**  
1934 - 1970

**Dionne Quintuplets**  
10¢  
Living on These

**WE LOVE KARO SYRUP**



Kollektion Perlée  
Uhr Perlée, Gelbgold,  
guillochiertes weißes Perlmutter.

## Van Cleef & Arpels

Haute Joaillerie, place Vendôme seit 1906





# Prêt/à/Parler

► Wenn man im Süden Deutschlands nach Lederhosen fragt, ist die Sache klar. Dort haben die Hirschledernen gerade Hochsaison. Ganz anders als zwischen Festzelt und Riesenrad sieht es im Rest des Landes aus. Von Lederhosen wollen die meisten dort nichts wissen – außer man fährt leidenschaftlich Motorrad.

Mit sinkenden Temperaturen und der Erkenntnis, dass wir in diesem Herbst nicht von den Exemplaren sprechen, die wie eine zweite Haut sitzen (wenn man sich einmal hineingezwängt hat), werden nun aber alle hellhörig. Denn: Kaum eine Hose ist mit so vielen Klischees behaftet wie die Lederhose. Bisher.

Fast jede Frau hat sie zumindest schon einmal anprobiert. Nicht selten daran beteiligt sind Versprechungen wie „heiß und sexy“, Kopfkinosequenzen zu „Lack und Leder“ und die Vorstellung, die Hose würde an einem selbst so aussehen wie bei den Werbemodells mit mehr Bein als Oberkörper. Allerdings sind die bisherigen Exemplare durch den fehlenden Stretchanteil oft unbequem. Statt sich über eine neue Hose zu freuen, ruft man also meist trotzig aus der immer noch



LEDERHOSEN  
**Stretch  
Me If  
You Can**

geschlossenen Umkleidekabine: „Ich sehe aus wie eine Presswurst!“

Von dem Gedanken, dass man nie wieder aus der Hose herauskommt (wenn man es denn überhaupt hineingeschafft hat), dürfen wir uns nun verabschieden. Heiß und sexy darf es jedoch weiterhin bleiben. Statt hauteng geht es nicht nur auf Laufstegen und in Umkleidekabinen lockerer zu. Die Hosen auf dieser Seite eignen sich für große Sprünge oder sogar die Yoga-Session nach dem langen Tag im Büro, wie die Modelle von Bally (6) oder Lala Berlin (2) zeigen. Für die Lala-Hose muss die Trägerin allerdings ein klein wenig Mut aufbringen. Mit schwarzer Eleganz hat der Schlangen-Look wenig zu tun – im Gegensatz zu ihrer Hosen-Schwester, ebenfalls von Lala Berlin (4). In beiden kann man dafür hervorragend die Tanzfläche rocken. Unsere Fotografen haben die Stroboskop-Club-Atmo gleich gratis mitgeliefert.

Wer hingegen nur einen Hauch Rock'n'Roll in den goldenen Herbsttag bringen will, kann mit den Modellen von Bimba y Lola (3) und Etro (1) rein gar nichts falsch machen. Ob ultralang oder als Culotte, dank ausreichender Beinfreiheit laufen sie in der Übergangszeit wunderbar mit. Und wenn die traditionelle Lederhose nach dem letzten leeren Fass im Schrank verstaut wird, verkürzt das Modell von Brunello Cucinelli (5) die Wartezeit auf die nächste Bierdusche. So robust wie das Original ist dieses Modell allemal. (awen.) Fotos Schmott Studios

TEL. +49 (0) 89.2080770



SNEAK AROUND (45):

## New Balance 550 „Syracuse“

### ► Was ist das Besondere am New Balance 550?

New Balance bietet vor allem Lauf- und Freizeitschuhe an. Die Modelle tragen keine Namen, sondern Nummern. Der New Balance 550 kam ursprünglich 1989 auf den Markt. Das Modell, das damals noch P550 hieß, war vor allem bei Basketballspielern beliebt. Der Hype um den Schuh setzte aber erst drei Jahrzehnte später ein, als die Kooperation mit der Luxus-Streetwear-Marke Aimé Leon Dore herauskam. Deren Gründer und Chefdesigner Teddy Santis brachte 2020 eine Sonderversion des 550 auf den Markt, die innerhalb weniger Minuten ausverkauft war. Bis heute ist das Modell sehr beliebt. Inzwischen gab es den Schuh in mehreren Farbvarianten. Auch der New Balance 550 „Syracuse“ war schnell nicht mehr erhältlich. Wochenlang habe ich den Schuh in meiner Größe vergeblich bei Einzelhändlern gesucht. Auf der Resale-Plattform StockX wurde der Schuh für mehr als das Doppelte gehandelt: 260 Euro! Viel Geld – aber es war die letzte Chance, an meinen Wunsch-Sneaker zu kommen.

### Wann gewinnt ein Sneaker an Wert?

Der offensichtlichste Faktor für eine Wertsteigerung ist die Limitierung eines Schuhs. Das Prinzip der künstlichen Verknappung funktioniert bei Sneakern genauso gut wie bei anderen Sammelobjekten. Durch den Nachfrageüberhang schießt der Preis für die vorhandenen Exemplare in die Höhe. Wichtig ist auch, wer den Schuh entworfen hat. Aber auch ein gutes Storytelling macht Sneaker beliebt.

### Wie kommt man an limitierte Sneaker?

Seit Mitte der Zehnerjahre gibt es Plattformen, auf denen limitierte Sneaker gehandelt werden. Führend ist StockX, wo auch andere Sammelobjekte wie Uhren



oder Kleidung gekauft und verkauft werden. Die Preise auf der Plattform werden, wie an Wertpapierbörsen, durch Angebot und Nachfrage bestimmt. Je höher die Nachfrage oder je limitierter das Modell, desto höher der Kaufpreis.

### Soll man tatsächlich so viel Geld dafür ausgeben?

Ich werde oft gefragt, warum ich 100 Paar Schuhe brauche und warum ich bereit bin, 300 Euro für einen Schuh auszugeben. Mit der Antwort geben sich nur die wenigsten zufrieden: Es ist mein Hobby. Und nein, ich sehe meine Schuhe nicht als Wertanlage. Sneaker sammeln, tragen, tauschen, auch mal verkaufen und in die ganze Sneaker-Kultur eintauchen – das ist meine Leidenschaft. Ich weiß, nachhaltig ist das nicht. Daher bin ich froh, dass immer mehr Hersteller erkannt haben, dass sich vor allem in der Produktion etwas ändern muss. Und was sammelst du? *Aylin Güler*



Ein perfekter Rohstoff: Die Sitzschale von Blue Finn ist aus klinischem Verpackungsmüll gefertigt.

### KREISLAUFWIRTSCHAFT

## Ein Stuhl aus chirurgischem Abfall

► Schon im Februar warnte die Weltgesundheitsorganisation (WHO) vor einem gigantischen Berg an medizinischen Abfällen, der durch die Coronapandemie entstanden sei. Der Müll bedrohe die Gesundheit von Mensch und Umwelt. Alleine 87.000 zusätzliche Tonnen medizinische Schutzkleidung hatten demnach nur die Vereinten Nationen zwischen März 2020 und November 2021 in alle Welt verschifft, um Länder im Kampf gegen das Virus zu unterstützen. Hinzu kamen noch 140 Millionen Corona-Tests, die 2600 Tonnen Plastikmüll und 731.000 Liter chemischen Abfall verursachten, sowie acht Milliarden Impfstoffdosen, von denen am Ende gut 144.000 Tonnen an Spritzen, Nadeln und Verpackungsmaterialien übrig blieben.

Das sei aber nur ein Teil dessen, was insgesamt angefallen ist – nur das, was die Vereinten Nationen verschickt hatten. Schon vor Corona waren 30 Prozent aller Krankenhäuser und Kliniken nicht in der Lage, medizinischen Abfall sicher und umweltgerecht zu entsorgen – vor allem in eher unterentwickelten Regionen. Forscher der Chinesischen Akademie der Wissenschaften hatten zuvor schon errechnet, dass bis August 2021 in 193 Ländern rund 8,4 Millionen Tonnen mehr Plastikmüll angefallen sein dürften, also zusätzlich zu den gut 300 Millionen Tonnen, die nach Angaben des Umweltprogramms der Vereinten Nationen (UNEP) sowieso jedes Jahr von der Menschheit produziert werden. Das Team um die Wissenschaftler Yiming Peng und Peipei Wu schätzt, dass ein Großteil des Corona-Abfalls (rund 87,4 Prozent) in Krankenhäusern entstanden ist, vor allem in



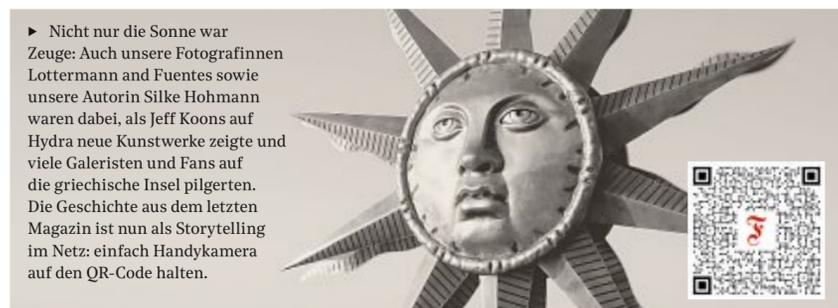
Faseriges Material: In Bluewrap werden auch Operationsbestecke steril aufbewahrt.

asiatischen Ländern. 7,6 Prozent seien auf Masken und andere Schutzausrüstung für den privaten Gebrauch zurückzuführen, wie aus der im November 2021 veröffentlichten Studie hervorging. Nur knapp fünf Prozent gingen auf Verpackungen für den boomenden Online-Handel zurück. Besonders die hohe Nachfrage an Einwegplastik bereitet den Wissenschaftlern Sorgen. Die Pandemie habe den Druck auf dieses schon außer Kontrolle geratene Problem nur noch verstärkt. Darum fordert die WHO, dass mehr Wert auf Nachhaltigkeit gelegt werden müsse, etwa durch wiederverwendbaren Kunststoff bei der Schutzausrüstung oder auch biologisch abbaubare Verpackungen.

Das niederländische Unternehmen Vepa hat nun erstmals einen Stuhl auf den Markt gebracht, der aus den sterilen Verpackungen gefertigt ist, in die zum Beispiel Operationsbestecke eingeschweißt werden. Das Material, Bluewrap genannt, besteht aus Polypropylen. Für die Weiterverwertung des faserigen Materials hat sich Vepa mit sechs lokalen

Projektpartnern zusammengetan, wie der Direktor von Vepa, Janwillem de Kam, berichtet. Nach seinen Angaben können bei der Herstellung des Stuhls Blue Finn durch den Einsatz von Bluewrap im Vergleich zur Verwendung eines Neukunststoffs 35 Prozent CO<sub>2</sub> eingespart werden. Vepa arbeitet unter anderem mit Bywyd zusammen, einem Experten für die Herstellung von Recyclingrohstoffen. Gemeinsam sei es gelungen, Bluewrap in ein für Möbel geeignetes hochwertiges Material umzuwandeln, sagt Bywyd-Direktor Jan Willem Slijkoord. Er nennt Bluewrap einen perfekten Rohstoff für Stühle.

Die Blue-Finn-Kollektion besteht aus stapelbaren Mehrzweckstühlen und Barhockern in zwei verschiedenen Höhen, die Sitzschalen sind jeweils aus mindestens 85 Prozent des chirurgischen Verpackungsmaterials gefertigt. Das Kufen-gestell aus Stahlrohr ist besonders leicht, optional sind Armlehnen aus Holz oder Kunststoff. (pps.)



► Nicht nur die Sonne war Zeuge: Auch unsere Fotografinnen Lottermann und Fuentes sowie unsere Autorin Silke Hohmann waren dabei, als Jeff Koons auf Hydra neue Kunstwerke zeigte und viele Galeristen und Fans auf die griechische Insel pilgerten. Die Geschichte aus dem letzten Magazin ist nun als Storytelling im Netz: einfach Handykamera auf den QR-Code halten.

Fotos: Lottermann and Fuentes, Aylin Güler, Herasbiller

# WHAT MOVES YOU, *makes you*



Cillian Murphy mit seinem Extreme 3.0 Rucksack.

MONTBLANC

► In ökonomisch mageren Zeiten haben Reizworte des Überflusses keine Konjunktur: Glamour, Lifestyle, Hedonismus – das scheinen Begriffe der jüngsten, doch schon historisierten Vergangenheit zu sein. Dabei sind Luxusindustrie und Hochkonsum seit jeher Ausdruck, Motor und Erkennungsmerkmal von Wohlstandsgesellschaften. Das gilt auch für die chinesische Gesellschaft und ihre aufstiegs- und statusorientierte Mittelschicht. Das Paradox zwischen kollektiver Konformität und individueller Exzellenz wird durch die ostentative Zurschaustellung des eigenen Status symbolisch aufgelöst. Westliche Marken sind dabei für chinesische Konsumenten richtungsweisend und Benchmark materiell motivierter Kennerschaft. Luxusgüter fungieren als Kodifizierung individuellen Erfolgs. Kein Zufall, dass die führende französische Luxusholding LVMH, zugleich eines der wertvollsten Unternehmen Europas, omnipräsent in Asien ist. Eine McKinsey-Studie prognostiziert, dass bis zum Jahr 2025 etwa 40 Prozent des Umsatzwachstums der Luxusbranche aus China kommen werden. Die europäische Luxusgüterindustrie, zu der auch deutsche Autohersteller gehören, sieht im Reich Xi Jinpings den mit Abstand größten und profitabelsten Markt. Eine aktuelle Bain-Studie erwartet, dass allein der chinesische Binnenmarkt 20 Prozent des globalen Geschäfts im Luxusgütersegment abbilden wird.

Bedingt durch die jüngsten politischen und pandemischen Entwicklungen beginnt zwar in Europa ein Prozess zögerlichen Umdenkens, doch ist für die wachstums- und exportorientierte europäische Wirtschaft der asiatische Raum, und mit ihm China an erster Stelle, nur schwer zu ersetzen. Zumal dort zwei neue große und kaufkräftige Konsumentengruppen identifiziert wurden. Der Verband der italienischen Luxusgüterindustrie, Altgamma, benennt sie als „young urban Chinese“ und „female Chinese leaders“. Beiden Gruppen gemeinsam ist ihr Abgrenzungs- und Distinktionsbedürfnis. Denn nirgends ist der Wettbewerb um Einkommen, Status und soziale Anerkennung härter als in den chinesischen Megastädten. Ostentative Erfolgssymbole erfüllen in China eine klare Distinktionsfunktion.

Die größte globale Strahlkraft – und damit das höchste Distinktionspotential – bieten noch immer westliche Marken mit ihren universal anwendbaren Chiffren. In den Shopping Malls von Peking, Schanghai, Nanjing und Hangzhou dominieren die gleichen Luxuslabels, die auch in den Department Stores von London, New York und Paris zu finden sind. „Bei Luxus denken die meisten Chinesen in erster Linie an italienische und französische Modemarken“, sagt Huo Yuan von der Tongji-Universität Schanghai. Wer den eigenen Wohlstand möglichst unverkennbar zur Schau stellen möchte, braucht keine diskreten oder erklärungsbedürftigen Ausdrucksformen. Weithin sichtbare prägnante Logos und plakative Farben dominieren, der Drang zur Opulenz ist unverkennbar. Unerwartet spielt keine Rolle. Das Bedürfnis, den eigenen Lebensstandard vor anderen zu demonstrieren und ihn kontinuierlich zu steigern, ist im statusbesessenen China besonders ausgeprägt. Ob Auto, Anzug, Handtasche, Fernreise, Eigentumswohnung oder die Ausbildung des – zumeist einzigen – Kindes: Diese Ausdrucksformen individuellen und familiären Prestiges sind die meritokratisch unterlegte Zurschaustellung der eigenen sozialen Position und der Versuch ihrer Stratifizierung. Wer im Kampf um soziale Anerkennung mit 1,4 Milliarden Mitbürgern konkurriert, neigt nicht zu dezenten Stilmitteln. Seit China das Experiment der kapitalistischen Wirtschaftsform eingegangen ist, erscheint die Figur des *nouveau riche* omnipräsent. Soziologisch relevant: Nur der Emporkömmling benötigt Luxusgüter zur Bestätigung seines

sozialen Aufstiegs. Die Neureichen sind der Motor des kostspieligen Hochkonsums. Bei global etablierten Marken sind Wiedererkennungswert, Identifikationsmöglichkeit und Tradition am unmissverständlichsten. Hier zahlt sich die über Jahrzehnte professionalisierte Kommunikation westlicher Marken aus. Wer den eigenen Wohlstand zeigen möchte, geht auch in China auf Nummer sicher.

Hedonistischer Materialismus und Luxusaffinität sind in China ein historisch junges Phänomen. Traditionell legte der Konfuzianismus Wert auf eine konsequent ideelle Wertorientierung. Die Kulturwissenschaftlerin Shuang Wu, Kuratorin am China Design Museum in Hangzhou, bemerkt zu dieser idealistischen Tradition: „Im alten China wurde der gesellschaftliche Status eines Menschen nach seinen Fähigkeiten beurteilt, die er in der Kunst des Schreibens und Kenntnis der Literatur besaß. Materielle Erfolg, Wohlstand und die Zurschaustellung persönlichen Reichtums waren nicht die bevor-



CHINA

## Das große Bling-Bling ist noch nicht vorbei

Von Dominik Pietzcker

Schnappt zu: Armband der chinesischen Marke Qeelin aus Roségold, mit Diamanten und Rubinen

zugten Statussymbole in der chinesischen Gesellschaft.“ Woher kommt also die neue Lust am ostentativen Konsum, die China zum präferierten Absatzmarkt europäischer Luxusmarken macht? Shuang Wu kennt die Antwort: „Mit Chinas Wirtschaftsreform und der Öffnung gegenüber dem Westen wurden drei nationale Probleme gelöst: Ernährung, Kleidung und Arbeit für die Bevölkerung.“ Die breite Mittelklasse wende sich daher ganz anderen materiellen Bedürfnissen zu. Statusbewusste Chinesinnen und Chinesen erwerben Luxusgüter, um sich selbst und anderen zu beweisen, dass sie sich die teuersten und vermeintlich besten Waren leisten können. Luxusobjekte werden immer stärker als Prestigeobjekte angesehen – Sinnbilder des persönlichen und gesellschaftlichen Aufstiegs. Konfuzianistischer Kollektivismus einerseits, ostentativer Materialismus andererseits sind in China kein Widerspruch, im Gegenteil. Individueller Konsum birgt eine tiefere gesellschaftliche Botschaft. Im persönlichen

Erfolg des Einzelnen spiegelt sich symbolisch der Erfolg des chinesischen Gesellschafts- und Wirtschaftssystems. China ist erfolgreich – der einzelne Bürger ist es auch. So lautet die politisch gewollte Botschaft. Individuell und gesellschaftlich wirken Luxusgüter als Affirmation der bestehenden Verhältnisse. Doch welche Rolle spielt im Luxussegment Chinas die Ästhetik? Gibt es einen typisch chinesischen Look?

Jade und Achat, Koralle und Bernstein sind traditionell die bevorzugten Materialien für chinesische Schmuck- und Gestaltungsobjekte. Schon die chinesischen Kaiser pflegten Gattin und Konkubinen mit Schmuck zu beschenken. Die Präferenz für diesen Edelstein ist bis heute ungebrochen. Jade gilt auch im heutigen China als kostbar und birgt, nach traditioneller Lesart, eine spirituelle Bedeutung, die Edelmetalle wie Gold und Platin nicht haben. Luxusobjekte „Made in China“ reflektieren in Material, Symbolik und Formgebung die jahrtausendealte Kulturgeschichte. Der Flaschenkürbis gilt als Glückssymbol, chinesische Tierkreiszeichen wie Ratte und Affe symbolisieren Intelligenz und Hartnäckigkeit, Drachen und Dämonenköpfe werden als Amulette in Gold und Amethyst, Tigerauge und Bernstein getragen. Beliebte sind Armreifen aus Jade, die je nach Färbung und Güte auch fünf- oder sogar sechsstelligen Beträge kosten können. In europäischen Augen ist der begehrte Halbedelstein eher unauffällig. Längst gibt es im Hoch- und Höchstpreissegment für Schmuck, Kleidung und Einrichtungsgegenstände auch chinesische Anbieter. Möbel aus seltenem Zitan-Holz, Pullover aus feinstem Kaschmir, Seidentücher und

Diamantschmuck werden auch von chinesischen Markenunternehmen produziert und angeboten – allerdings hauptsächlich für den Binnenmarkt. Die Marken Wensli (Seide), Qeelin (Schmuck) und Shanghai Tang (Mode) sind im Westen wenig bekannt, haben aber eine hohe Marktpräsenz in China. Nicht selten kooperieren chinesische Luxusmarken mit europäischen Investoren. Das Luxuslabel Shang Xia („Auf und Ab“) gehört zu der italienischen Holding Exor, die das Familienvermögen der Agnelli verwaltet, Qeelin zu der französischen Gruppe Kering, in deren Besitz sich auch die Luxusschwergewichte Gucci, Balenciaga, Saint Laurent und Bottega Veneta befinden.

Jiang Qiong Er, die im Jahr 2010 das Hochpreislabel Shang Xia gründete, pflegt eine ganz eigene Definition von Luxus: „Der einzig wahre Luxus unserer Tage sind Zeit und Emotionen.“ Sicher gibt es auch eine immaterielle Vorstellung von Luxus, allerdings ist diese weder wirtschaftlich noch gesellschaftlich handlungsleitend – weder in China noch im Westen. Die konfliktive Weltlage, in der sich auch das Verhältnis des Westens zu China wesentlich kritischer gestaltet, scheint die Zukunft der Luxusindustrie in Frage zu stellen. Das ist jedoch nur eine Momentaufnahme. Zwei sozioökonomische Katalysatoren für das Hochpreissegment sind stärker in der chinesischen Gesellschaft verankert als das Stimmungstief aus Krieg und Pandemie. Zum einen das meritokratische Selbstverständnis, wonach verdienter Erfolg auch nach außen dargestellt werden muss. Zum zweiten die ausgeprägte Distinktionsbereitschaft. Hinzu kommt die Ausweitung der Warenvertriebswege über soziale Medien, die in China omnipräsent sind. Auch in China wächst eine konsumorientierte Generation heran, die gerade dabei ist, Luxus und Lebensstil neu zu interpretieren. Die Bereitschaft zum Verzicht gehört gerade nicht zu ihrer Lebenseinstellung. Alle Faktoren zusammengenommen lassen auf ein solides Wachstum der Luxusbranche in China schließen. Übrigens: Luxus heißt im Chinesischen „Shehua“, ein Wort, das schon zu Zeiten der kaiserlichen Dynastien verbreitet war. Auch in Zukunft wird „Shehua“ in China noch häufig gebraucht werden.

Dominik Pietzcker ist Professor für Media Management und International Relations an der Hochschule Macromedia in Hamburg.



# HERNO



## WEINGUT ALOIS LAGEDER

### Mit Ochs am Berg

► Angst, dass man im Weinberg im Sommer plötzlich einem Jungbullen gegenüber steht, muss man rund um Margreid in Südtirol nicht haben. Doch im Herbst, nach der Lese, wenn der einheimische Ochs von der Alm hin-ab ins Unterland getrieben wurde, grasen die Tiere den Winter über dann doch zwischen den Reben. Die Idee dahinter ist ganz einfach: Alexander Agethle braucht in seiner Vinschgauer Hofkäserei Englhorn keine Ochsen, er würde sie normalerweise in ausländische Mastbetriebe abgeben und damit viel zu früh der Massenfleischproduktion überlassen. So aber können die Tiere in den Weinbergen überwintern, wo sie genügend Futter finden und niemandem zur Last fallen. Denn nicht nur die Weidesaison wird dadurch verlängert, was der Futterknappheit entgegenwirkt, die Tiere bringen auch Diversität in die Monokultur Weinberg, in der seither, dank des Dungs, andere Pflanzen und Kräuter wachsen und mehr Vögel und Insekten eingezogen sind.

Die Bullen wiederum können auf stattliche 800 Kilogramm heranwachsen, liefern am Ende mehr Fleisch, was wiederum – genauso wie der Käse von Agethle – in der Vineria und im Restaurant „Paradis“ des Guts angeboten wird. „Wir wollen damit die alte Tradition der Transhumanz wieder aufleben lassen“, sagt Alois Clemens Lageder. Wanderweidewirtschaft also: Die Ochsen und mit ihnen Kühe und Schafe auch von anderen Bergbauern sind ganzjährig im Freien, sommers auf der Alm, winters im Weinberg.

Das Weingut Alois Lageder hat sich auch auf seinen 55 Hektar Weinbergen schon seit 2004 der biologisch-dynamischen Landwirtschaft verschrieben. Wie alt das Weingut ist, weiß keiner genau zu sagen. Einige Gebäude stammen sicher aus dem 13., vielleicht sogar aus dem elften Jahrhundert. Der Hof jedenfalls wurde über die Jahrhunderte immer größer, die Besitzer immer reicher und auch adeliger. 1823 kam dann Johann Lageder aus dem Grödnertal in die Gegend um Bozen, heute wird das Weingut in Margreid in sechster Generation von der Familie geführt. Seit 1934 gehört auch der Anstich Löwengang dazu, berühmt vor allem durch den ersten Südtiroler Weißwein, den Alois Lageder in den Achtzigerjahren auf den internationalen Markt brachte, den

Löwengang Chardonnay. Einige der „roten“ Parzellen, Carmenère, Cabernet Franc, Cabernet Sauvignon, sind hingegen wesentlich älter und wurden schon vor 140 Jahren angepflanzt, was sie zu den ältesten Reben und Weinbergen des Weinlands Südtirol macht. Man schmeckt es dem Wein an, der geprägt ist von den Dolomiten und auch den Porphyrlatten rund um Bozen. Besonders frisch kommt der Müller Thurgau daher, der im Eisacktal in 1000 Meter Höhe wächst. Das Weingut wirtschaftet fast autark, das Brot wird selbst gebacken, Gemüse und Obst stammen täglich frisch vom Anwesen, zu dem auch noch ein Palast mit herrlichen Barocksälen zählt – darin werden Verkostungen abgehalten und Hochzeiten gefeiert. *Peter-Philipp Schmitt*

## APPS GEGEN LIEBESKUMMER

### Besser gleich zu einer Therapeutin gehen

► Geht es um Apps, darf uns nichts mehr überraschen. Laut dem Duden für Informatik dienen sie der „Lösung von Benutzerproblemen“, und von denen treten besonders in der Liebe bekanntlich viele auf. Also gibt es Apps, mit denen man das Küssen üben kann, indem man seine Lippen aufs Handydisplay drückt. Oder auch Anwendungen für Paare in einer Fernbeziehung. Als besonders hilfreich gelten Dating-Apps.

Da verwundert es nicht, dass es nun auch mehr digitale Hilfe für die Zeit nach der schönen Zeit gibt: Apps gegen Liebeskummer. Die Anwendungen sollen helfen, über den oder die Ex hinwegzukommen. Sie übernehmen die Fürsorge, für die auch ein guter Freund geeignet wäre. Nur: Die Deutschen verbringen sowieso durchschnittlich täglich mehr als dreieinhalb Stunden am Smartphone. Warum sich also nicht ein paar Minuten am Tag gegen den Sog von Tiktok, Twitter oder Instagram wehren und etwas fürs Seelenleben tun?

Wir haben derzeit keinen Liebeskummer, wissen aber nur zu gut, wie er sich anfühlen kann. Wir versetzen uns also zurück in diesen Zustand und machen den Test. Als erstes ist die englischsprachige App Mend

an der Reihe. Der Chatbot Ellen leitet durch die ersten Schritte. Sie fragt nach dem Beziehungsstatus, dem Zeitpunkt der Trennung, dem Grund dafür. Ein bisschen irritiert sind wir, als wir vorgeben, dass die Trennung unser Leben schlimmstmöglich beeinflusst habe, und der Bot antwortet: „Wir sind dafür da, dass dieser Einfluss sogar noch weniger wird.“ Je nach angegebenem Trennungsgrund (Untreue, unvereinbare Lebensweisen, nicht mehr verliebt) erklärt Ellen im Anschluss in einer Sprachnachricht, dass die Gefühle, die wir haben, normal seien. Und dass wir gar nicht die Person vermissen, sondern die Gewohnheit, die diese mit sich bringe. Das war's für den ersten Tag. Am nächsten können wir entscheiden, ob wir für die kommenden drei, sechs oder zwölf Monate ein kostenpflichtiges Programm absolvieren wollen. Wer kein Geld ausgeben will, kann Tagebuch schreiben und aus einer Reihe von Aktivitäten wählen, was er oder sie tagsüber gemacht hat.

Die Bewertungen im App-Store fallen gemischt aus: Ein Nutzer berichtet, die App habe ihm empfohlen, sich vorzustellen, dass der ehemalige Partner ihn noch liebe, obwohl das nicht der Fall sei. In der deutschsprachigen App Beyond Breakup finden wir ähnliche Übungen: Auch hier kann man meditieren, etwas für die „Selbstliebe“ tun, und man hat auch die Möglichkeit, Tagebuch zu schreiben. Irritiert sind wir über einen in der App prominent empfohlenen Artikel, der lautet: „Warum Sex in der Beziehung so wichtig ist!“ Ohne Beziehung dürfte die Erkenntnis wenig helfen.

Die Beziehungscoachin Daniela van Santen glaubt nicht, dass eine App persönliche Beratung ersetzen kann. Sie betreibt eine „Liebeskummerpraxis“ in Hamburg, berät nach Trennungen, aber auch bei Beziehungsproblemen. Apps will sie zwar nicht schlechtreden, aber es sei fraglich, ob eine App arbeiten könne wie eine Beraterin oder Therapeutin: „Es geht um zwei Menschen, beide haben eine ganz eigene Lebensgeschichte, ganz eigene Kindheitserfahrungen, hatten Beziehungen und haben darin gute wie schlechte Erfahrungen gemacht. Die Beziehung der beiden hat wiederum eine ganz eigene Schnittmenge. Die ist jedes Mal so speziell, dass man überhaupt nicht pauschal oder nach irgendwelchen Mustern arbeiten kann.“ Sie selbst lehne Angebote von Verlagen ab, Beziehungsratgeber zu schreiben: „Ein Fall ist nie wie der andere.“ Ein ausführliches Erstgespräch sei deshalb sehr wichtig.

Formeln, die im Internet kursieren, wie „je länger eine Beziehung dauert, desto länger dauert der Liebeskummer“, seien nie allgemeingültig, sagt die Coachin. Es sei häufig sogar andersherum. Liebeskummer ist auch nicht gleich Liebeskummer. Bei leichten Formen helfen schon ein trauriger Liebesfilm, eine Packung Taschentücher, mitfühlende Freunde, eine Portion Selbstmitleid. „Dafür ist eine App vielleicht nicht schlecht.“ In schweren Fällen aber, in denen Betroffene womöglich gegen Suizidgedanken und Depressionen zu kämpfen haben, könnten Apps Schaden anrichten, wenn sie falsche Ratschläge geben. *Kim Maurus*

Foto: Daniel Eggert (2), Gerni Rasini, John McCharmat



**FLEXFORM**

**Groundpiece**  
modulares Sofasystem

Antonio Citterio Design  
Made in Italy

**Flagship Store München**  
by böhmeler

Tal 11  
T +49 89 2136 0  
flexform@boehmler.de

**COMING SOON**  
**Flagship Store Stuttgart by behr**  
Paulinenstrasse 41  
T +49 711 620 51 550  
flexform@behr-einrichtung.de

Auch bei anderen  
autorisierten Händlern.

Besuchen Sie die  
www.flexform.it

Maria Riva, die einzige Tochter von Marlene Dietrich, wuchs im Schatten der Diva auf. Heute, mit 97 Jahren, hat sie für vieles im Leben ihrer Mutter Verständnis. Aber nicht für alles.

Von Christiane Heil

# TWO OF KIND



In Hollywood, sagt man, gibt es mindestens so viele kaputte Beziehungen zwischen Eltern und Kindern wie unter Ehepartnern. Vielleicht sogar mehr. Elizabeth Taylor, die erste Berühmtheit des amerikanischen Films, erinnerte sich an regelmäßige Schläge ihres Vaters, während sie als Zehnjährige für „Lassie Come Home – Heimweh“ vor der Kamera stand. Lange bevor das Wort Dysfunktionalität in Hollywood Einzug hielt, erschütterte auch Tatum O’Neals Beziehung zu ihrem Vater Ryan O’Neal die Fans. Der alternde Schwiegermutterliebhaber, so warf die Schauspielerinnen ihm vor, habe sie durch Vernachlässigung und Wutausbrüche nicht nur in die Drogensucht getrieben. Als Tatum O’Neal im Alter von zehn Jahren für ihre Rolle als altkluge Addie Loggins in „Paper Moon“ mit einem Oscar belohnt wurde, habe ihr Vater auch die Preisverleihung boykottiert – aus Missgunst. Ryan O’Neal, der in Peter Bogdanovichs Roadmovie neben seiner Tochter

den Trickbetrüger Moses Pray spielte, war damals nicht für einen Goldritter nominiert worden.

Auch das Verhältnis zwischen Alec Baldwin und seiner Tochter Ireland, inzwischen 26 Jahre alt, galt jahrelang als getrübt. Die Telefotirade, in der Baldwin sie 2007 während der Scheidungsstreitigkeiten mit Kim Basinger als „gedankenloses kleines Schwein“ beschimpfte, kostete den Golden-Globe-Preisträger damals das Besuchsrecht. Nach einem Aufenthalt in einer Entzugsklinik, um ihr „emotionales Trauma“ zu verarbeiten, vergab Ireland Baldwin ihrem Vater. Elizabeth Taylor erklärte die Gewaltexzesse ihres Vaters später mit dessen Alkoholsucht. Und selbst Hollywoods krisengeschütteltes Vater-Tochter-Gespann O’Neal gelang gelegentlich die Versöhnung, zumindest bis zur nächsten Auseinandersetzung.

Maria Riva, Marlene Dietrichs einziges Kind, tut sich dagegen bis heute schwer. Die Siebenundneunzigjährige

hatte vor 30 Jahren mit ihrer Biographie „Meine Mutter Marlene“ am Image der wenige Monate zuvor verstorbenen Filmdiva gekratzt. Dietrich, so ließ die Schauspielerin Riva damals wissen, sei kalt, unnahbar und rücksichtslos gewesen. „Im Alter von drei Jahren wusste ich genau, dass ich keine Mutter hatte“, fasste Riva ihre Vorwürfe zusammen. „Ich war das Eigentum einer Königin.“

Heute gibt sie sich großmütiger. „Wir alle haben unsere Schwächen, Unzulänglichkeiten und Fehler. Das ist nur menschlich“, schreibt die Siebenundneunzigjährige der F.A.Z. aus Palm Springs, wohin sie sich nach ihrem Abschied aus Hollywood zurückgezogen hat. Drei in ihren E-Mails nur angedeutete „Ereignisse“, die sie 1992 in ihren Erinnerungen an Dietrich festhielt, will Riva aber auch Jahrzehnte später nicht von der Liste der Verfehlungen streichen. „Meine Mutter war eben, wie sie war“, teilt sie vage mit und schickt die Interviewerin auf Spurensuche.

Foto: AGC Picture Alliance



Im Jahr 1954: Maria Riva (rechts) stand von 1951 an als Stammschauspielerin für den Fernsehsender CBS vor der Kamera. Ihre Mutter Marlene Dietrich trat von 1953 an fast ausschließlich als Sängerin und Entertainerin auf und faszinierte das Publikum mit ihrer fast monotonen Stimme.

// „Ich war ihr Produkt, sie wollte mich immer an ihrer Seite haben.“ //

Als „Dietrich“, wie die Deutsch-Amerikanerin ihre Mutter nennt, im Frühjahr 1930 nach Hollywood kam, empfing sie der Regisseur Josef von Sternberg mit einem Blumenstrauß und einem flaschengrünen Rolls-Royce Phantom. Zwei Wochen zuvor hatte die Tragikomödie „Der Blaue Engel“, einer der ersten Tonfilme mit der Schauspielerin in der Rolle der Sängerin Lola Lola, in Berlin Premiere gefeiert. Da der gebürtige Österreicher von Sternberg, der als Kleinkind mit seinen Eltern nach New York ausgewandert war, den Film gleichzeitig in Deutsch und in Englisch gedreht hatte, wurden Dietrichs Titel „Ich bin von Kopf bis Fuß auf Liebe eingestellt“ und „Ich bin die fesche Lola“, übersetzt als „Falling in Love Again (Can't Help It)“ und „They Call Me Naughty Lola“, bald auch in ihrer neuen Heimat bekannt. Während Dietrich in Los Angeles eine Villa bezog, blieb Riva bei ihrem Vater Rudolf Sieber in Berlin. Den Regieassistenten hatte Dietrich 1922 bei den Dreharbeiten zu Joe Mays Stummfilm „Tragödie der Liebe“ kennengelernt. Ein Jahr später heiratete das Paar, im Dezember 1924 brachte die Schauspielerin kurz vor ihrem 23. Geburtstag die Tochter Maria Elisabeth zur Welt. Dass für „das Kind“, wie Dietrich und Sieber ihren Nachwuchs nannten, kaum Zeit blieb, schreibt Peter Riva, Maria Rivas Sohn, Marlenes Ehrgeiz zu: „Sie hat besonders in den Zwanzigern sehr, sehr hart gearbeitet“, sagt der Zweiundsiebzigjährige der F.A.Z. „Sie wollte um jeden Preis eine erfolgreiche Schauspielerin werden.“

Nach dem Umzug nach Hollywood, mit einem Vertrag mit der Filmproduktionsgesellschaft Paramount Pictures, war ihr die Schauspielerei aber nicht mehr genug. „Marlene wollte mehr, sie wollte eine Persona schaffen.“ In den nächsten Jahren gelang ihr das wie keiner anderen. Auf dem Weg von der vermeintlich deutschen Hausfrau zum Weltstar nahm Dietrich ab, zupfte sich die Augenbrauen noch schmäler und überraschte das amerikanische Publikum mit einem androgynen Look aus Hose, Hemd und Krawatte. Von Sternberg, der auch das Bett seiner Entdeckung teilte, setzte sie dabei ins rechte Licht. Ihre eher breite Nase, die sie immer wieder mit dem Hinterteil einer Ente verglich, wurde durch seine kunstvoll orchestrierte Beleuchtung schmaler. Die Schatten, die der Regisseur auf Dietrichs Wangen legte, ließen ihr Gesicht fragil scheinen.

Schon die erste gemeinsame Hollywood-Produktion, das Liebesdrama „Marokko“, machte sie in den Vereinigten Staaten zum Star. Für den Part der Nachtclubsängerin Amy Jolly, die sich in den von Gary Cooper gespielten Fremdenlegionär Tom Brown verliebt, nominierte die Academy of Motion Pictures Arts and Sciences (AMPAS) sie 1931 für einen Oscar. Um sich Besuchern auch zu Hause von der vorteilhaftesten Seite zu präsentieren, ließ die Selfmade-Diva in der Eingangshalle ihrer Villa am Birchwood Drive in Westwood filmtaugliche Scheinwerfer installieren. „Mit ihrem Perfektionismus trieb sie das Studio zum Wahnsinn“, sagt Enkel Peter Riva. „Jede Kostümprobe wurde zum Kampf mit der Kostümbildnerin.“

Dabei sei es ihr gar nicht um Eitelkeit gegangen. „An Prominenz lag ihr nichts. Die hat sie nie interessiert.“ War sie dann in Hollywood nicht an der falschen Adresse? Heute, sagt Peter Riva im Arbeitszimmer seiner Ranch in New Mexico, hätte Dietrich tatsächlich nicht gut zur amerikanischen Filmindustrie gepasst. „Aber früher setzten die Studios auf genau die Perfektion und Disziplin, die auch sie forderte.“

Während „The Dietrich“ im Rampenlicht badete und mit von Sternberg die Filme „Entehrt“, „Shanghai-Express“, „Blonde Venus“, „Die scharlachrote Kaiserin“ und „Der Teufel ist eine Frau“ drehte, fristete ihre Tochter

Maria ein einsames Dasein. Riva erinnert sich, wie sie nach dem Umzug von Berlin nach Amerika als Assistentin ihrer Mutter in den Paramount-Studios arbeitete. Während andere Kinder zur Schule gingen und die Nachmittage mit Freunden verbrachten, half sie Dietrich bei der Garderobe, begleitete sie zum Set, erledigte Botengänge.

„Ich war ihr Produkt, sie wollte mich immer an ihrer Seite haben“, erinnerte sich Maria Riva nach dem Tod ihrer Mutter. „Da mein Gehirn nie durch normale Dinge wie Schule, Freunde und Geburtstagsfeiern abgelenkt wurde, war ich wie ein unbeschriebenes Stück Papier, auf dem nur das stand, was Dietrich sagte, was Dietrich dachte. Ich gehörte ihr, und sie sprach mit mir, als ob sie laut mit sich selbst sprechen würde.“

Das Aufwachsen an Filmsets prägte Riva. Nach einer kleinen Rolle neben ihrer Mutter in dem Historienfilm „Die scharlachrote Kaiserin“, in dem die damals Neun-



Im Mai 1951: Maria Riva bei Dreharbeiten für eine CBS-Fernsehserie im Studio

jährige 1934 die junge Katharina die Große spielte, nahm sie Schauspielunterricht. Zu „Papi“, wie Riva ihren Vater Rudolf Sieber nennt, ging sie auf Distanz.

Der Regieassistent und Drehbuchautor lebte damals längst mit Tamara Matul zusammen. Die junge Russin hatte Dietrich und ihre Familie vor dem Abschied aus Europa in Berlin kennengelernt. Offiziell das Kindermädchen, inoffiziell Siebers Lebensgefährtin, bot „Tami“ alles, was Riva bei Dietrich nicht fand: Zuneigung, Aufmerksamkeit, Wärme. „Marlene, Papi, Maria und Tami gaben sich als Familie aus. Das nahm ihnen aber niemand ab. Papi nutzte sie als Geliebte“, bestätigt Peter Riva die Gerüchte über die für Matul schwierigen Jahre. Immer wieder wurde „Tami“ von Sieber schwanger, immer wieder verlangte er, dass sie abtrieb. Peter Riva berichtet von drei Schwangerschaftsabbrüchen, Dietrich-Biographen zählten 15 Abtreibungen oder mehr. „Sie war ein echter Mensch“, sagt er, „sie litt.“

Für seine Mutter wurde „Tami“ zur Vertrauten, dem „einzigen Menschen“, für den sie in Kindheit und Jugend Gefühle hegte. Wie Maria Riva schreibt, stellte Dietrich die zunehmend psychisch angeschlagene Matul mit Medikamenten ruhig. Dass „Tami“ 1956 nach fast 37 Jahren an Siebers Seite allein in einer Nervenklinik starb, gehört wohl zu den drei „Ereignissen“, die Riva ihrer Mutter bei aller Altersmilde bis heute nicht verziehen hat.

Die sexuellen Eroberungen, durch die Dietrich schon in den ersten Monaten in Hollywood für Klatsch sorgte, berührten Riva nicht. Während der Dreharbeiten zu „Marokko“ kam ihre Mutter ihrem Ko-Star Gary Cooper näher. Ihm folgte das Who's Who der kalifornischen Unterhaltungsindustrie. Der Schauspieler John Gilbert, wegen seiner Affären auch als „The Great Lover“ bekannt,

teilte ebenso mit ihr das Bett wie James Stewart, Yul Brynner, Frank Sinatra, Ernest Hemingway, Jean Gabin und Kirk Douglas. Private Filmaufnahmen zeigen Dietrich bei einem Bootausflug in den Dreißigern – mit Tochter Maria, Ehemann Sieber und Douglas Fairbanks Jr., ihrem damaligen Liebhaber. Ihre Abenteuer, bis zu drei an einem Tag, vermerkte sie in einem Notizheft. Auch mindestens einen Kennedy, John Fitzgerald, soll Dietrich intimer kennengelernt haben. Der Sex mit Männern, schreibt Maria Riva in der Biographie „Meine Mutter Marlene“, war ihr dabei nicht wichtig: „Er war vor allem ein Mittel, sie zu kontrollieren und zu manipulieren.“

Bei Frauen sah es anders aus. Die Diva, die schon während ihrer Anfänge als Revuetänzerin und Theaterschauspielerin in Berlin keinen Hehl aus ihrer Bisexualität gemacht hatte, trat in Hollywood dem „Nähkreis“ bei. In der Goldenen Ära der Filmklave, in der Studios wie Paramount, Warner Brothers und 20th Century Fox öffentliche Ausschweifungen ihrer Stars durch Moral-klauseln in den Verträgen bremsten, versammelten sich lesbische und bisexuelle Schauspielerinnen regelmäßig zu gemeinsamen Mittagessen, Unterhaltungen und dem, was die Autorin Diana McLellan „Möglichkeiten“ nennt. Dem berühmten „Sewing Circle“ gehörten auch die mexikanische Filmschauspielerin Dolores del Río an, damals Ehefrau des künstlerischen Leiters bei Metro-Goldwyn-Mayer, Cedric Gibbons, die New Yorker Schriftstellerin Mercedes de Acosta, die Darstellerin Joan Crawford („Menschen im Hotel“) und Greta Garbo. Die Scheinehe ihrer Eltern stellte für Maria Riva ebenso wenig ein Problem dar wie der Umstand, dass Dietrich mit Männern und Frauen schlief. „Für mich war das normal“, erinnert sich die gebürtige Berliner. „Als Kind lernt man durch das, was man sieht. Und da das für mich immer gleich blieb, bereitete es mir auch keine Probleme.“

Die Begegnung mit einer lesbischen Nanny, die Dietrich laut Rivas Biographie für ihre Tochter anheuerte, wurde aber zum Trauma. Ob der sexuelle Missbrauch der damals Dreizehnjährigen ihr mehr zusetzte als die Reaktion der Mutter, als sich das Mädchen ihr anvertraute, bleibt offen. „Jetzt hast du es doch hinter dir. Du bist nicht tot, also finde dich damit ab“, soll Dietrich ihrer Tochter entgegengeworfen haben – ein Schock und das zweite „Ereignis“, das Riva ihr bis heute nachträgt. Auf der Flucht vor sich selbst begann sie als Siebzehnjährige zu trinken. Kurz nach dem 19. Geburtstag heiratete Riva den Schauspieler Dean Goodman. Obwohl die Ehe schon 1946 zerbrach, beschreibt sie die Verbindung als Beginn eines besseren Lebens. Goodman habe ihr geholfen, sich von Ballast zu befreien. Womöglich meint sie damit auch das Verhältnis zu ihrer Mutter.

Wie Marlene Dietrich, die 1939 amerikanische Staatsbürgerin wurde, meldete sich Riva während des Zweiten Weltkriegs zur Truppenbetreuung der United Service Organizations (USO). Dietrich nutzte die Popularität in ihrer Wahlheimat derweil für den Verkauf von Kriegsanleihen. Ihr Enkel Peter Riva beschreibt, wie sie damals in Kalifornien von Dorf zu Dorf tingelte, um die berühmten War Bonds anzupreisen. Sie sang, schüttelte Hände und sammelte Millionen. Clark Gable, der heimliche König in Hollywood, soll sich wiederholt beschwert haben, dass sie mehr Anleihen verkaufte als er. In den Jahren 1943 bis 1946 absolvierte Dietrich mehr als 500 Auftritte vor Soldaten der Alliierten – in Italien, Frankreich, Großbritannien und auf weiteren Kriegsschauplätzen, fast immer mit dem melancholischen Titel „Lili Marleen“, oft mit dem Comedian Danny Thomas. „Danny lieferte die Witze, sie den Sex“, sagt Maria Riva. Thomas erinnerte sich nach



Familienzenen: Am 4. Juli 1947 heiratete Maria Riva in New York den Musical-Designer William Riva (1). Damit begann für die Tochter Marlene Dietrichs (2) das, was sie „ihr Leben“ nennt – unter anderem als Schauspielerin für Fernsehsender (3). Marlene Dietrich wurde bald „Hollywoods glamouröseste Großmutter“ (4, um 1954 mit den Enkeln Peter und John Michael). Maria Riva wollte ihr Familienleben bewusst anders gestalten, als sie es selbst mit ihrer Mutter und ihrem Vater Rudolf Sieber erlebt hatte (5, um 1931). Da waren meist alle Blicke auf Marlene Dietrich (6) gerichtet.



1



3



4



6



5

// „Ich entschloss mich, meine Mutter als Beispiel für das zu nehmen, was ich nicht tun wollte.“ //

Kriegsende gern daran, wie Dietrich sich unermüdlich auf die Suche nach Soldaten mit einem Bedürfnis nach Ablenkung machte. „Marlene hat nichts ausgelassen, um uns in Gefahr zu bringen“, witzelte der Sidekick der unerschrockenen USO-Frontfrau immer wieder.

Zu Hause half Dietrich in der „Hollywood Canteen“ aus. Wie ihre Schauspielkollegen Bette Davis, Lauren Bacall und einige Dutzend weitere Stars putzte, sang und kochte sie in dem Restaurant am Cahuenga Boulevard für Soldaten auf Heimaturlaub. „Meine Mutter liebte es zu kochen, sie war eine gute Köchin. Ihre Rinderbrühe galt als Allheilmittel. Sie bereitete sie für jeden zu, der sich nicht gut fühlte“, erinnert sich Maria Riva. Gelegentlich hielt Dietrich mit ihren „Boys“, wie sie die GIs nannte, auch Händchen oder drückte ihnen einen Kuss auf die Wange. Dass sich einige Amerikaner an dem Einsatz einer Deutschen für die Soldaten störten, ignorierte sie. „Marlene war die Tochter eines Soldaten mit den entsprechenden Werten“, sagt Peter Riva. „Der Rest war ihr egal.“

Nach dem Sieg der Alliierten über Hitler-Deutschland wurde Dietrich, die das europäische Kriegsgebiet nach Erzählungen des Oscar-Preisträgers Billy Wilder häufiger besucht hatte als General Dwight D. Eisenhower, für die Medal of Freedom vorgeschlagen. Vor der Zeremonie im Weißen Haus holten sie aber ihre sexuellen Eskapaden ein. „Präsident Truman und seine Frau waren peinlich berührt. Sie lehnten Dietrichs Lebensstil ab“, sagt ihr Enkel. Die Verleihung der Freiheitsmedaille, eine der höchsten zivilen Auszeichnungen der Vereinigten Staaten, fiel damals an der Pennsylvania Avenue aus. Truman überließ die Ehrung 1947 Generalleutnant James Maurice Gavin. Dietrich kannte den als Frauenheld berühmten Offizier schon von ihren Besuchen in Europa, als sie mit ihm eine kurze, stürmische Affäre hatte.

Nach Jahren als Hollywoods Stilikone, Sexsymbol und Großverdienerin wurde es dann ruhiger um „The Dietrich“. Schon nach der privaten und beruflichen Trennung von ihrem früheren Mentor von Sternberg Mitte der Dreißigerjahre hatten Filme wie David O. Selznicks „Der Garten Allahs“ oder das britische Historien-drama „Knight Without Armour“ mit ihr in der Hauptrolle weniger Besucher ins Kino gezogen. In Stanley Kramers Gerichtsfilm „Urteil von Nürnberg“, dessen deutsche Version im Dezember 1961 in Berlin uraufgeführt wurde, übernahm sie neben Maximilian Schell, Spencer Tracy und Burt Lancaster ihren letzten großen Part. Eineinhalb Jahre zuvor, bei Dietrichs erstem Besuch in ihrer Geburtsstadt nach dem Krieg, war ihr neben Begeisterung auch Ablehnung entgegengeschlagen. „Mindestens eine Hundertschaft Polizei musste die An- und Abfahrt Marlene Dietrichs schützen“, schrieb der „Tagesspiegel“ damals über die Stimmung vor dem Titania-Palast in Steglitz. „Noch fast eine Stunde nach Schluss der Vorstellung schwenkten propre Mädchen und sehr aufrechte Jünglinge unverdrossen ihre Pappkartons mit dem aufgemalten ‚Marlene, go home! Ein Team der Allertapfersten schnaubte vor sich hin, dass sie ‚sich doch nur raustraufen solle – man werde es der Verräterin schon zeigen!“

Joseph Goebbels' Versuch, Dietrich 1936 aus Hollywood zurückzuholen, um sie zum Gesicht nationalsozialistischer Propaganda zu machen, hatte sie zur Enttäuschung vieler ehemaliger Landsleute ausgeschlagen. Bei aller Kritik an ihrer Mutter lernte Maria Riva deren Geradlinigkeit zu schätzen. „Wenn ich eines von ihr gelernt habe, dann ist es, an sich selbst zu glauben und alles zu tun, um anderen zu helfen“, schreibt sie. „Und: pflichtbewusst zu sein.“

Nach dem Freiwilligendienst für die USO traf Dietrichs Tochter Ende der Vierzigerjahre ihren zweiten Ehemann,

den Musical-Designer William Riva. Mit ihm, erinnert sie sich, begann das, was sie „mein Leben“ nennt. Für den Fernsehsender CBS stand sie von 1951 an als Stammschauspielerin vor der Kamera und war in Produktionen wie „The Milton Berle Show“, „Studio One“ und „Hallmark Hall of Fame“ zu sehen. Bill Paley, der CBS von einem kleinen Radiosender zu einem der wichtigsten Medienunternehmen machte, lobte Maria Riva damals als seine Lieblingsschauspielerin: „Sie ist immer perfekt und beherrscht jede Rolle.“ Der Drang ihrer Mutter zu vollem Einsatz und Disziplin, den Riva als Kind in den Studios der Paramount Pictures beobachtet hatte, schien auf sie abgefärbt zu haben. Dass sie nach Anfängen im Theater nicht wie Dietrich zum Film ging, sondern das Fernsehen wählte, gab ihr dagegen das Gefühl, etwas Eigenes erreicht zu haben. Auch in ihrem Familienleben emanzipierte sie sich.



Im Jahr 1937: Marlene Dietrich (links) mit einer Freundin in Paris

### Ein Mythos ruft an

In ihren letzten Lebensjahren verschanzte sich Marlene Dietrich in ihrer Wohnung in Paris und telefonierte nur mit wenigen Freunden. Einer von ihnen war unser freier Mitarbeiter Peter Bermbach, inzwischen 90 Jahre alt, der seit mehr als sechs Jahrzehnten in Paris lebt. Als Journalist war er viel unterwegs und oft nicht zu Hause, wenn seine alte Freundin anrief. Aber er hatte einen Anrufbeantworter, der die Nachrichten der Diva aus ihrer Wohnung an der Avenue Montaigne an Bermbach, der nur wenige Kilometer entfernt wohnte, aufnahm. 1984 hinterließ sie ihm die Bitte: „Seien Sie doch so gut und rufen Frau Dietrich an. Es ist jetzt Montag Viertel vor Fünf. Hier noch mal meine Nummer: 47239742.“ Oder: „Man weiß ja nicht: Sind Sie nur ausgegangen, oder sind Sie nicht im Lande? Sie sollten mich anrufen, bitte!“ Rief er zurück, redeten sie über Liebe und Hass, Deutschland und die Politik, Gott und die Welt. Gesehen hat Bermbach sie in dieser Zeit nie. Aber er besorgte ihr Essen und stellte es vor ihrer Tür ab oder legte ihr die Zeitschrift „Bunte“ hin. Und weil er so nett war, schickte sie ihm Hortensien oder viel zu viele Geranien, für die er auf seinem Balkon gar keinen Platz hatte.



Bermbachs Geschichte und die Nachrichten von Marlene Dietrich, vor zehn Jahren erstmals bei uns erschienen, lesen und hören Sie auf FAZ.NET: einfach Handykamera auf den QR-Code halten.

Maria Riva brachte in New York vier Söhne zur Welt: John Michael, Peter, Paul und David. Sie nahm sich vor, alles anders zu machen als Dietrich. „Meine Mutter kopierte den Erziehungsstil ihrer Mutter, einer preußisch-viktorianischen Dame. Ich entschloss mich, meine Mutter als Beispiel für das zu nehmen, was ich nicht tun wollte“, erinnert sich Riva. Marlene Dietrich ließ sich dennoch als „Hollywoods glamouröseste Großmutter“ feiern.

Rivas Vater, jetzt mehrfacher Großvater, lebte derweil zurückgezogen auf einer Hühnerfarm im San Fernando Valley, die Dietrich ihm gekauft hatte. Als ein Reporter der Zeitung „Milwaukee Sentinel“ Sieber Anfang 1960 aufspürte, berichtete der Ehemann der Diva von gemeinsamen Feiertagen mit Tochter und Enkeln auf der Farm. „Das hier ist Marlenes Zuhause“, zitierte der Autor den Zweiundsechzigjährigen. „Sie besitzt Wohnungen in New York und Paris. Aber wenn sie in Kalifornien ist, wohnt sie hier.“ Ob er Dietrich nach 35 Ehejahren immer noch liebe? „Mehr denn je“, versicherte Sieber. Und die Liebeleien mit dem Schriftsteller Erich Maria Remarque, ihrem „Lampenfieber“-Kollegen Michael Wilding und dem russisch-amerikanischen Verleger Iva S. V. Patcevitch? „Sie ist eine glamouröse Frau, und von einer glamourösen Frau wird erwartet, dass sie ununterbrochen von Romanzen umgeben ist.“ Wie viel Eintracht tatsächlich zwischen Dietrich und ihrem „Rudi“ herrschte, bleibt ein Geheimnis. Als Sieber 1976 in Sylmar bei Los Angeles starb, galt er als Dietrichs längst vergessener Ehemann.

Ein Sturz von der Bühne in Sydney hatte die Karriere der Diva ein Jahr zuvor abrupt beendet. Nach dem Abschied von der Leinwand war sie seit Mitte der Fünfzigerjahre als Sängerin und Entertainerin durch die Welt gezogen. Ihre fast monotone Stimme bei Titeln wie „La Vie en Rose“ oder „Das Lied ist aus“ faszinierte das Publikum damals ebenso wie die mit Kristallen besetzten „Nude Dresses“, die der französische Kostümbildner Jean Louis ihr auf den Leib schneiderte. Nach einer Krebserkrankung fiel es Dietrich immer schwerer, ohne Alkohol und Medikamente auszukommen. Mit einem kleinen Part in der deutschen Produktion „Schöner Gigolo, armer Gigolo“ beendete sie 1979 auch ihre zweite Karriere und zog sich aus der Öffentlichkeit zurück. Für ihre Tochter und deren Kinder begann die Zeit schier endloser Telefonanrufe aus Dietrichs Wohnung an der Avenue Montaigne in Paris. Riva, die damals mit Mann und Söhnen zwischen der Schweiz und Amerika pendelte, erinnert sich an Anrufe zu jeder Tages- und Nachtzeit: „Wir telefonierte jeden Tag. Am Telefon verbrachten wir unsere gemeinsame Zeit.“ Nach einem Leben auf zwei Kontinenten schien Dietrich das Phänomen der Zeitverschiebung nicht mehr richtig zu verstehen: „Meine Kinder wurden zu den merkwürdigsten Zeiten von ihrer Großmutter in Paris angerufen.“

In ihrem Buch „Meine Mutter Marlene“ beschreibt Riva auch verletzende Gespräche mit der damals bettlägerigen Dietrich. Wie in den Jahren bei Paramount Pictures degradierte der einstige Star sie abermals zur Assistentin. Die Frage, wie es ihrer Tochter geht, kümmerte Dietrich laut Riva nicht. Das Unvermögen, ihre Tochter als eigene Persönlichkeit zu respektieren, stellt zwar kein Ereignis im eigentlichen Sinn dar. Eine – vielleicht unverzeihliche – Kränkung ist es allemal.

Am 6. Mai 1992 starb Marlene Dietrich im Alter von 90 Jahren in ihrer Wohnung in Paris. Die offizielle Todesursache lautete Herz- und Nierenversagen. Ihre Privatsekretärin Norma Bosquet vermutete eine Überdosis Tabletten – als Versuch, bis zum Schluss die Kontrolle zu behalten. „Meine Mutter hat die Marke Dietrich geschaffen“, sagt Maria Riva. „Sie war ihr eigenes Werk.“

PHOTO: AKRIS

www.akris.com

A-K-R-I-S

# ONLY VA AVEC LA COUTURE

Bei Diego Della Valle läuft es wieder dank guter Designer. Walter Chiapponi bringt Tod's voran, Gherardo Felloni macht aus Roger Vivier einen Erfolg – und Daniel Roseberry macht **Schiaparelli** zur prägenden Marke. Der Designer dehnt die extreme Formensprache von Elsa Schiaparelli noch aus und ist sehr gut im Umgang mit Superstars wie Lady Gaga – wie man es von Amerikanern erwarten darf.

Bustier aus weißem Leder, das zu einem nackten Torso geformt ist, tief ausgeschnittener drapierter Rock aus schwarzem Samt mit Pompons am unteren Saum, weißes Spitzenhöschen und Sonnenhut aus dickem Stroh



Die Haute Couture befreit sich aus ihrer Nische. Wir haben die aktuellen Kollektionen in Paris ins richtige Leben geholt: in den Bois de Boulogne und an die Périphérique.

*Fotos Julia von der Heide, Styling Markus Ebner*



Designerin Virginie Viard macht **Chanel** immer mehr zu ihrer eigenen Geschichte. Vor allem in der Haute Couture sieht man, wie frauenfreundlich die Marke ist, wenn man die Bedürfnisse der Kundinnen im Kopf hat. Viard diktiert keine Silhouette, sondern entwickelt ihren Stil weiter. Ihre Referenzen reichen von Erinnerungen an Inès de la Fressange bis zu einer Aufnahme von Annie Oakley aus dem 19. Jahrhundert. So erschafft sie lässige Tagesanzugs-Eleganz im Stil der Zwanziger.

Langes Neckholder-Kleid aus grünem Woll-Crêpe

Mit 88 Jahren, da fängt das Leben an. Manche Silhouetten krönt **Giorgio Armani** in seiner Couture-Linie Privé brav mit Hütchen. Gleichzeitig ist es charmant, wenn er Mailänder Geschmack auch in Paris predigt. Seine Couture sticht auch noch in der größten Modestadt heraus.

One Shoulder Dress aus schwarzem Samt mit Oberteil, das mit pinkfarbenen Pailletten und Kristallen bestickt ist



Er ist die Sensation der Pariser Salons. **Charles de Vilморin** sieht gut aus, stammt aus bester Familie und trägt Brillen wie der junge Yves Saint Laurent. Mittlerweile bringt er auch als Chefdesigner von Rochas seine phantastischen und farbenprächtigen Silhouetten heraus.

Asymmetrisches Kleid aus Seidentaft und handbemaltem Organza-Patchwork

Maria Grazia Chiuri zeigt für **Christian Dior** seit Jahren zeitgemäße Couture, zuletzt mit moderner Volkstracht der ukrainischen Künstlerin Olesia Trofymenko. Damit kommt sie gut bei Frauen an, die nicht nur gedankenlos konsumieren.

Kleid aus schwarzem Seidensamt mit stilisiertem Blumenstrauß, bestickte Brustplatte aus cremefarbenem Mouline mit Reliefeffekt



Demna Gvasalia macht als wegweisender Designer politische Modenschauen und erhebt Streetwear zum Luxus. Für **Balenciaga** ist er nun auch in der Haute Couture. Er hält die hohe Schneiderkunst für ein Labor, das die Mode nach vorne bringt. Da sollte man also genau hinschauen, wie auf diesen Neopren-Anonym-Look.

Taucherkleid mit Handschuhen und Schleppe aus schwarzem japanischem Neopren, Gesichtsschirm, Lautsprechertasche und upgecyceltem Uhrenring



**Viktor & Rolf** waren zuletzt vor allem für ihre Parfums bekannt. In dieser Couture-Saison waren die Niederländer wieder selbst auf dem Laufsteg. Das riecht nach Comeback.

Schwarzer Mantel, weiße gezwirnte Baumwollbluse mit hohem Kragen, schwarze verlängerte Anzughose

DER NEUE RANGE ROVER SPORT  
PLUG-IN HYBRID

THROUGH HELL AND  
HIGH WATER



Der neue Range Rover Sport Plug-in Hybrid zeichnet sich durch seine kraftvolle Leistung aus. Der wegweisende Antriebsstrang ermöglicht Ihnen eine elektrische Reichweite von bis zu 113 km, sodass die meisten Fahrten annähernd emissionsfrei durchgeführt werden können. Noch nie war Effizienz so aufregend. Überzeugen Sie sich selbst und sehen Sie hier, wie sich der neue Range Rover Sport einer seiner größten Herausforderungen stellt:

[landrover.de/spillway-challenge](http://landrover.de/spillway-challenge)

**Fotos:** Julia von der Heide **Styling und Text:** Markus Ebner **Produktion:** Evelyn Tye **Styling-Assistenz:** Alexander Rottenmanner, Pierric Antoine **Foto-Assistenz:** Adil Ait Djoudi **Models:** Valerie Scherzinger und Metta Irebe (Women Management) **Make-up:** Yusaku Nakahara **Haare:** Yi-Han Jen **Dank an:** Ana Moreno Ruiz. Aufgenommen am 8. Juli im Bois de Boulogne in Paris.

Range Rover Sport P510e Plug-in Hybrid AWD 375 kW (510 PS) - P440e Plug-in Hybrid AWD 324 kW (440 PS): Stromverbrauch: 29,7-28,4 kWh/100 km (WLTP max.-min. komb.). Kraftstoffverbrauch: 0,9 l/100 km (WLTP max. komb.). CO<sub>2</sub>-Emissionen: 20 g/km (WLTP max. komb.). Weitere Informationen und DAT-Hinweis auf [landrover.de/dat](http://landrover.de/dat)

# What goes around comes around

Von Caroline Jebens

Alles Neue findet seine Entsprechung im Alten. Doch was bedeutet das für die Mode? Kann sie Eigenes erschaffen? Oder wiederholen wir uns ewig?

Neulich Abend, ich sitze in der S-Bahn, mir gegenüber mein jüngeres Selbst. Das Mädchen, um die 14, blickt aus dem Fenster in den schwarzen Tunnel. Sie trägt eine Schlaghose mit einer mittig gesteppten Naht, tiefsitzend, sodass die Hüftknochen zu sehen sind. Ein Tanktop und darüber eine zugeknöpfte Denimweste. Nichts an diesem Outfit ist ironisch; zu neu für Vintage, zu normal für ein Kostüm. Nein, das ist ganz genau das, was ich getragen hatte, als ich 14 Jahre alt war.

Zweierlei irritiert: Zum einen, dass dieses Mädchen 2006 vermutlich noch nicht geboren war. Zum anderen, dass sie als Nachgeborene genau das trägt, was ich in meiner Jugend getragen habe. Ich stellte mir vor, als Teenager in die Zukunft zu reisen, um festzustellen, dass die Jugendlichen aussehen wie ich.

War denn in dieser halben Generation gar nichts passiert? Warum hatte es keine modische Revolution gegeben? Oder sich ein allumfassender, epochenprägender Stil entwickelt? Ist die Mode schlichtweg in unendlichen nostalgischen Schleifen gefangen, die mit der Zeit immer kleiner gebunden werden? Und wie viel Abstand braucht es, um sich der Ikonographie einer anderen Zeit neu bedienen zu können?

Ich betrachte ihren Y2K-Look. Die leicht gebleichte Schlaghose, die dunkle Weste, das als Oberteil getarnte Unterhemd. Genau genommen gehört das, was mein Gegenüber trägt, weder der heutigen noch meiner Jugend: Es gehört der Jugend der Siebzigerjahre.

Die Siebzigerjahre, das Jahrzehnt also, in dem die Moderne ihren Höhepunkt erreichte. Nach den großen Kriegen hatte sich die Welt neu geordnet – gesellschaftlich, künstlerisch, technologisch. Was Ende der Sechziger aufgebrochen worden war, ergoss sich ins Folgejahrzehnt. 1972 baute man das Centre Pompidou, ließ den TGV fahren und die Concorde fliegen. Frauen, Schwule, Lesben und Schwarze verlangten mehr Rechte und bekamen auch ein paar. In Vietnam wurde weitergekämpft, die Weltmächte drohten einander noch immer, die RAF terrorisierte, und die Neuen Rechten wurden lauter. Die Welt wurde kleiner, das Öl wurde knapper, das Klima wärmer.

Und die Gesellschaft implodierte ästhetisch in lauter kleine Subkulturen. Sie versprachen jungen Menschen: Jeder Einzelne von euch ist besonders. Mittel des Ausdrucks der Besonderheit: Musik und Mode. Ziggy Stardust für Rock in Kansai Yamamoto; Liza Minnelli für Glamour in Halston; Roxy Music als Bohemian in Yves Saint Laurent; Sex Pistols als Punk in Vivienne Westwood; Blondie für New Wave in Stephen Sprouse.

Vor allem die Designer in Frankreich und den Vereinigten Staaten installierten sich als Seismographen für die vibrierende Oberfläche der Popkultur und erfassen



So sahen die Siebziger aus (von oben): Bryan Ferry und Jerry Hall, Commodore C64, David Bowie, Jeans mit Schlag, die Sex Pistols mit (von links) Paul Cook, Sid Vicious, Johnny Rotten und Steve Jones

sie in ihren schönstmöglichen Formen – um sogleich vom Mainstream überzeichnet und im eigentlichen Stoff der Epoche, Polyester, für die Masse abgetragen zu werden. Die Avantgarde war im fliegenden Wechsel, doch ihre ästhetischen Legate werden bleiben.

Einer gebildeten Jugend in einer unsicheren Welt galt diese Musik als bewusster Eskapismus und ihre Kleidung als elaborierte Lust. Der Glanz der Zwanzigerjahre schimmerte in ihrer Inszenierung durch. Doch eigentlich, schreibt der amerikanische Journalist Tom Wolfe zynisch, gehe es ihnen nur darum, „die eigene Persönlichkeit zu gestalten, verbessern, verfeinern“. Wie Aristokraten der Frühen Neuzeit seien sie stets mit „dieser süßesten aller Beschäftigungen“ zugange: „jede köstliche Nuance“ des Selbst „zu beobachten und zu studieren“, um es „zu lieben“. Diese

Obsession werde zum Narzissmus einer ganzen Generation, „Me, Me, Me“ schreibt er immer wieder. Sein Essay erscheint 1976 und lautet „The Me Decade“. Ein bisschen ironisch: Ausgerechnet ein New Journalist, der es nicht lassen kann, sich in Texte hineinzuschreiben, wirft seinen Zeitgenossen Selbstbezogenheit vor.

Was ihn eigentlich irritiert: Die Konformität, die Mitte des Jahrhunderts existierte, hat sich aufgelöst. Die vorangegangene Generation, scheinbar unmündig ihrem Schicksal gesellschaftlicher Rollen ergeben (Hausfrauen in Stiftröcken, in denen sich kein Schritt wagen ließ; Angestellte, die sich durch weiße Kragen von Arbeitern mit blauen Kragen abheben wollen; Männer, die in Dreiteilern schwitzen müssen), werde durch die eiteln Gesten dieser neuen Generation abgewertet. „I am worth it“, entgegnet sie frech: Ich bin es mir selbst wert, mich zu kleiden, wie es mir passt, zu hören, was mir entspricht, zu tanzen, um mich auszudrücken.

Wovor Wolfe Angst hatte: Wem soll man noch zuhören, wenn jeder sprechen will? Wem eine Bühne geben, wenn jeder singen will? Wem Raum geben, wenn jeder tanzen will? Und dann wiederum: Ist es nicht der nachvollziehbare Wunsch eines Menschen, sich selbst so besonders wahrzunehmen? Wenn nicht Individuum, so doch vielleicht Teil einer Avantgarde, Subkultur oder zumindest eines Trends zu sein?

Was 1972 noch brachte: den Personal Computer und das Internet.

Gut 40 Jahre später. Ich weiß mich mittlerweile zu kleiden und bin ausgezogen, um zu studieren. Punk is dead – so are Glam, Rock, Bohème, Hippies, New Wave. Aber es gibt noch Röhrenjeans und Glittertops und Blousons und Tuniken und bunte Strumpfhosen. Alles davon besitze ich, alles davon trage ich, zur gegebenen Zeit, am gegebenen Ort.

Nur dass ich einen Blazer im Seminar trage, wird ungern gesehen; nur noch wenige Professoren machen das. Menschen wie ich schienen sich wohl für etwas Besonderes zu halten, schreibt der amerikanische Kolumnist Joel Stein. Man habe mir, als Nachgeborene der Me Generation, von vornherein zu viel Selbstvertrauen an die Hand gegeben, auf dass aus mir etwas werde. Und – schlimmer noch – ein Handy.

Was der Me Generation die sexuelle Revolution, sei meiner Generation, den Millennials, die Informationsrevolution. Sie habe uns als Individuen nun „noch mehr befähigt“, zu jeder Strömung eine Gegenströmung zu provozieren. „Die Millennials brauchen uns nicht“, schreibt er, der 1971 Geborene. „Deshalb haben wir Angst vor ihnen.“ Sein Essay erscheint 2013 und heißt „The Me Me Me Generation“.

Aber wie präsent sind die Siebziger in den Zehnerjahren noch? Aus Plateauschuhen sind weiße Buffalos geworden, aus Arbeiterstiefeln bunte Doc Martens, aus Trainings-



MARC-CAIN.COM

MARCCAIN

// Styles ist Botschafter einer Marke, die die Siebziger in der Gegenwart vertritt:  
Eklektisch und bunt und androgyn. So sind wir heute, oder nicht? //

schuhen Gazelles. Ein Nachbar der Siebziger: Marketing. Über die Jahrzehnte wurden Belange, Wünsche, Ideen der Subkulturen kommerziell ausgewaschen.

Frauen tragen wieder Schlaghosen, Männer keine knappen Shorts mehr. Hosen und Blazer sind für Frauen normal, Rock und Bluse sieht man nie an Männern. Lange und kurze Haare sind für beide okay, aber irgendwie für Lesben und Metaller okay. Denim bleibt konstant. Die Charts sind schlechte Samples, aber es gibt ja noch Plattenläden und auch Vintage-Shops. Man kann noch Punk sein, aber kein Emo mehr. Den einen begegnet man noch auf der Straße, die anderen sieht man vielleicht noch im Netz.

Doch muss sich niemand in seiner Kleidung einordnen, um dazugehören. „Einst mussten die Menschen ihre Individualität in den Gemeinschaften, in die sie hineingeboren wurden, finden. Heute werden sie als Individuen geboren und müssen ihre Gemeinschaft finden“, schreibt das Kunstkollektiv K-Hole in seinem Trendbericht 2013. Die einen suchen ihre Cliques (Punks, Emos, Lesben, Metaller); die meisten tragen jedoch einfach Jeans und Turnschuhe und Shirts. „Normcore“ tauft K-Hole das, und dieser Stil ist darin in gewisser Weise überlegen: Wer sich so kleidet, „weiß, dass die eigentliche Kunst darin besteht, das Potenzial für die Entstehung von Gemeinschaft zu nutzen“. Exklusiv kann jeder sein – sich anpassen zu können sei schwieriger. Biologie-Studentinnen und Milliardäre tragen Normcore.

Das neue iPhone Colour kommt auf den Markt, Steve Jobs kann es nicht mehr in seinem schwarzen Issey-Miyake-Rollkragen-Pullover vorstellen. Es ist das erste Modell, das so preiswert ist, dass ich mir vorstellen, einen Vertrag dafür abzuschließen. Die Tasten meines Blackberrys knacken verdächtig. Und auf dem iPhone funktioniert Instagram.

Fast zehn Jahre später. Harry Styles ist Pop in Gucci. Volants, Samt, Perlenkette, Boa, ein wahrer Aristokrat der Siebzigerjahre, könnte man meinen. Er wird für eine neue Männlichkeit gefeiert. Als er auf einem „Vogue“-Cover ein Spitzenkleid trägt, überschlagen sich die Meinungen: revolutionär, sagen die einen, abartig, finden die anderen. Stand heute gefällt das Bild rund acht Millionen Menschen auf Instagram.

Und ist dabei doch nur eine weitere Schleife der Zeit. Styles ist Botschafter einer Marke, die die Siebziger in der Gegenwart vertritt: eklektisch und bunt und androgyn. So sind wir heute, oder nicht? Der junge Brite, er könnte das jüngere Selbst Mick Jagers sein. Doch der trägt jetzt schwarze Turnschuhe und weiße Hemden (alte Männlichkeit in Normcore). Ein flamboyantes Outfit für die Bühne muss reichen. Selbst die, die einst Stil prägten, brauchen ihn nicht mehr.



So leben die Siebziger weiter (von oben): Harry Styles 2021, Gazelle von Adidas aus der Kooperation mit Gucci, Tim Cook mit dem iPhone 5c, Valentino für Winter 2022, Buffalo-Plattform-Sneaker



Und die Jungen heute auch nicht. Erst kamen die Mode-Influencer, griffen leidenschaftslose Muster und Farben auf, die niemanden irritieren sollten, inszenierten sich selbst als Avantgarde, aber am Ende doch nur Marken. Sie sind das Gegenteil der Avantgarde – sie reflektieren, was die Masse ohnehin schon trägt.

Doch ging mit ihnen keineswegs der Geschmack „köstlicher Nuancen“ verloren. Z folgt auf Me, Me, Me, Me. Nur trägt diese Generation ihr stilisiertes Selbst nicht auf die Straße. In der Pandemie potenzierte sie sich zu Alter Egos, durch die sie das sein konnten, was ihnen verwehrt war. In Tweed-Jackets und Nickelbrillen, mit Büchern auf Tischen, luden sie Videos auf TikTok hoch. Wenn man sich schon vorstellen, wirklich zu studieren, dann doch gleich an einer renommierten Universität, der sie nun zumindest

qua Kleidung angehörten. Das Leben in digitaler Form sei kreativer, findet die Hälfte dieser Generation. Nur online sehe man ihr wahres Selbst, sagt mehr als ein Drittel. Dort können sie sprechen und singen und tanzen, so viel sie wollen.

Das köstliche Selbst, man trägt es, wie bei einer Praline, im Kern. Trends sind tot, es lebe Core. Cottagecore, Cabincore, Angelcore, Goblincore, Softcore, Clowncore, Regencycore, Cutecore. Die Subkulturen von früher finden ihre Entsprechungen und werden mit jeder Entsprechung kleinteiliger. Eine Jugendliche hat deshalb online ein Lexikon eingerichtet, Aesthetics Wiki, dort kann man alles nachschlagen. Wonach sich Ästhetik heute richtet: Serien, Anime, Games.

Diesen Sommer trug man Barbiecore. Pink, fun, hyperfeminin. Keine Frau, kein Mädchen will wie eine Puppe behandelt werden; sie kann es sich aber heute leisten, sich so zu inszenieren und zu fordern, ernst genommen zu werden. In den Siebzigern hätten sie das nicht verstanden, aber sie wussten auch noch nicht, dass aus dem Personal Computer ein Smartphone werden und jedes Individuum der neuen Generation sein inszeniertes Selbst in einer Jackentasche bei sich tragen würde.

Eine Avantgarde wie früher gibt es nicht mehr – die Designer aber schon. Nur läuft es nun so: Weil das Klima immer wärmer wird, soll es keine Jahreszeiten mehr geben. Weil die Geschlechter gleichberechtigter sind, muss man sie in ihrer Kleidung nicht mehr unterscheiden. Es wird kollaboriert, um den Eindruck zu erwecken, etwas Neues sei entstanden. Auf der Bühne trägt Harry Styles die Gazelle von Adidas x Gucci.

Und weil im unbegrenzten Netz Zeit Währung ist, wird Aufmerksamkeit zum begehrtesten Gut. Bei einer Haute-Couture-Schau in Paris verhüllt Balenciaga die Gesichter der Models, um Schleier lüften zu können. Darunter eine Nicole Kidman, Kim Kardashian, Dua Lipa – ein Oh!-Moment schafft Aufmerksamkeit, weil Videos tausendfach geteilt werden. So diktiert sich die Marke ihren Wert. Stars sind keine Musen, sie sind allein Mittel zum Zweck. Für diese Momente bräuchte es sie nicht einmal unbedingt, das kann auch eine Tasche. Sie dreht Köpfe, denn sie ist aus Kalbsleder, in Form eines Müllsacks, und kostet 1800 Dollar. Ein einfach zu konsumierender Skandal, eine Tasche, nicht dazu gedacht, getragen zu werden.

Nein, auf ihrem Schoß hält das Mädchen eine kleine Baguette-Tasche, wie ich, als ich 14 Jahre alt war. Ich steige aus, das Mädchen bleibt sitzen, die S-Bahn fährt weiter, die Tasche bleibt liegen.

Sie war mal ein Moment gewesen, als MySpace und Charts noch eine Bedeutung hatten. In meiner lag ein iPod Nano, auf den ich Justin Timberlakes neues Album gezogen hatte. Auf dem Weg nach Hause höre ich „What Goes Around... Comes Around“ in Dauerschleife. ◀

PHOTOS: EPA, BEATRIZ/REUTERS (2), IMAGO

MY STYLE.  
MY STATEMENT.  
GERARD BUTLER'S CHOICE.

OLYMP



# Mode macht Kunst



Reinhard Voigt (geboren 1940) sieht die Welt in Pixeln. Für Herbst und Winter 2022 hat Albert Kriemler (links) die geometrischen Muster des Malers in sein persönliches Stilraster übernommen. So wird der aktuelle Entwurf zu einem Modekunstwerk, formal stringent und farblich krass.

Vor 100 Jahren wurde Akris gegründet. Albert Kriemler arbeitet auch mit Künstlern daran, dass die Luxusmarke aus St. Gallen auf der Höhe der Zeit bleibt.

Von Anke Schipp  
Fotos Julia von der Heide  
Styling Markus Ebner

Die erste „Woman with Purpose“ war ein Bauernkind aus einem kleinen Dorf bei St. Gallen. Als sie 1896 geboren wurde, hätte niemand gedacht, dass Alice Kriemler-Schoch einmal das Leben einer erfolgreichen Frau führen würde. Als achttes von elf Kindern ohne Bildungschancen zu Beginn des 20. Jahrhunderts aufgewachsen, brachte sie es mit bemerkenswerter Willenskraft von der einfachen Näherin zur Unternehmerin. Im Jahr 1922 ließ sie ihre Schürzenmanufaktur in das St. Galler Handelsregister eintragen. Weil es ihr zu mühsam war, auf jede fertige Schürze ihren langen Namen zu sticken, kürzte sie ihn mit ihren Initialen ab und nannte ihre Firma Akris.

Es ist ein heißer Tag in St. Gallen. Die Stiftskirche ragt über der Altstadt in den azurblauen Himmel. Nicht weit davon, zwischen Kapellengasse und Felsenstraße, befindet sich das Modehaus Akris, ein Konglomerat aus vielen kleinen Gebäuden, zu dem auch das Haus gehört, in das 1939 Alice Kriemler-Schoch mit ihrem Mann, einem Handelsvertreter, zog, als ihre Näherei mehr Platz brauchte. Der kleine Blumengarten an der Straße, den sie seinerzeit angelegt hatte, wird bis heute gehegt und gepflegt.

Wenn Albert Kriemler von seiner Großmutter erzählt, lächelt er. Kriemler sitzt in seinem Atelier im dritten Stock an der Felsenstraße. Durch die Dachfenster sieht man in der Ferne die Berge. Überall stehen Kleiderständer, an der Wand hängen die Zeichnungen für die nächste Kollektion. Eine Assistentin legt diskret Stifte, Notizzettel und ein Maßband auf den weißen Tisch in der Mitte. Seine Großmutter, das Bauernkind, ist für Kriemler das Sinnbild für die klassische Akris-Kundin, die er „Women with Purpose“ nennt: Frauen mit einem Ziel. Die meisten von ihnen berufstätig, einige auch prominent wie Fürstin Charlène

von Monaco, Schauspielerinnen Angelina Jolie oder die frühere amerikanische First Lady Michelle Obama. „Dass meine Großmutter jemand war, der überzeugt von dem war, was sie macht, hat ihre Körperhaltung gezeigt“, sagt Kriemler. Mit 60 Jahren lernte sie noch Englisch, mit 62 machte sie den Führerschein, und sie war Mitglied im ersten örtlichen Club für Geschäftsfrauen. Auf einem alten Schwarz-Weiß-Foto hat die Firmenchefin ihre Schultern nach hinten gereckt und schaut klar und forsch in die Kamera. Ihre Stärke erlebte Kriemler schon als Junge, als er zeitweise bei ihr lebte. Wenn seine Großmutter morgens mit der Arbeit begann und sich mit einem festen Griff die Schürze umband, war das ein Signal: Ich bin bereit für den Tag!

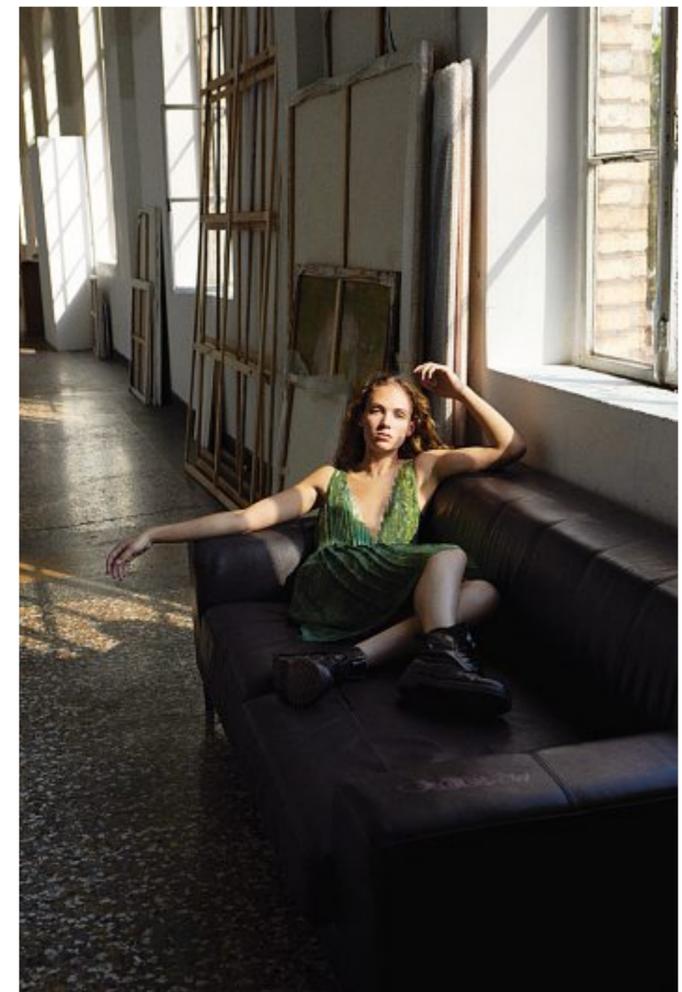
Diese Klarheit, dieser Willen und dieses Arbeitsethos sind Teil des Erfolgs von Akris. Das Familienunternehmen hat in den 100 Jahren seit der Gründung nicht nur expandiert, sondern sich auch vom Schürzenproduzenten zu einer international erfolgreichen Luxusmarke entwickelt. Heute sind es Männer, die Akris führen, mit ähnlicher Willenskraft. Albert Kriemler als Kreativdirektor und sein Bruder Peter als Geschäftsführer haben das Unternehmen in den Achtzigerjahren von ihrem Vater Max übernommen, der zur rechten Zeit den Betrieb von Schürzen auf Konfektionsmode umgestellt hatte.

Doch die Branche hat sich verändert. Im Haifischbecken der Mode dominieren Marken, die zu börsennotierten Luxuskonzernen gehören und über großes Kapital verfügen. Prada zum Beispiel, früher ein Familienunternehmen, heute eine Holding im Besitz der Familie, hat auf der Welt 635 Läden unter eigener Regie, mit 7200 Mitarbeitern. Akris hat 300 Verkaufsstellen, einschließlich eigener Stores, und 500 Mitarbeiter. Anders als die börsennotierten Unternehmen lebt Akris von der Mode und nicht von den Accessoires und Parfums – mit denen

andere Marken auch den Massenmarkt erreichen. „Wir stehen nahezu alleine da heute“, sagt Kriemler. Noch bis vor Kurzem gab es unabhängige Marken wie Dries Van Noten, Lanvin und Missoni. „Die waren alle ähnlich groß wie wir. Und alle drei sind mittlerweile zu Anteilen oder ganz an Investoren verkauft worden.“ Für ihn muss es sich anfühlen, als hätte er alte Weggefährten verloren.

Vielleicht wäre Albert Kriemler, wenn es das Familienunternehmen nicht gegeben hätte, Architekt geworden, oder er hätte Kunstgeschichte studiert. Aber es gab da noch eine Leidenschaft, das Sinnliche, das mit dem Intellekt nichts zu tun hat. Im Gespräch sagt er, die Beschaffenheit von Stoffen sei eigentlich nur Physik. Schon als Junge beschäftigte er sich mit verschiedenen Aggregatzuständen, als er stundenlang im Stofflager der Firma verschwand, mit der kühlen Haptik von Seide, dem Knistern eines Krepp-Stoffes, der Softness von Kaschmir. Er war noch nicht erwachsen, da diskutierte Kriemler mit Stofflieferanten über die unterschiedlichen Qualitäten von Doubleface, dem Stoff, der seinen Jacken und Mänteln ihre Leichtigkeit verleiht, weil er das Futter überflüssig macht. Später begleitete er seine Eltern auf Reisen nach Paris, wo sie Stoffmessen oder Couturiers wie Hubert de Givenchy besuchten, für den Akris einige Jahre lang Prêt-à-porter-Kollektionen herstellte. Noch heute nimmt Kriemler auf längeren Flügen, wenn er über die nächste Kollektion nachdenkt, dicke Stoffmappen mit. Es geht ihm darum, das Material zu erforschen, neue Techniken zu entwickeln und den optimalen Stoff zu finden.

Kriemler entspricht nicht dem Klischee eines Modemachers, er ist nicht extrovertiert, sucht nicht das Rampenlicht. Er spricht mit leiser Stimme, ist zurückhaltend und formuliert so gründlich, wie er nachdenkt. Jeder Schritt, den das Unternehmen macht, ob vor oder zurück,



Das Colorblocking der kubanisch-amerikanischen Künstlerin Carmen Herrera (1915–2022) blitzt in dem Akris-Look für Frühjahr/Sommer 2017 (links) am grünen Revers minimal durch. Fotos aus dem Garten des schottischen Künstlers Ian Hamilton Finlay (1925–2006) setzte Albert Kriemler als digital veränderten Druck für Frühjahr und Sommer 2009 (rechts) in Szene. Die Bilder des nur zwei Jahre älteren Thomas Ruff (geboren 1958) hebt Albert Kriemler für Herbst und Winter 2014 mit Fotodrucken auf eine andere Abstraktionsebene (linke Seite).

ist wohlüberlegt. Schon früh wusste Kriemler, dass er die Akris-Mode in Paris zeigen will. Er erzählt gerne die Geschichte, wie er sich in den Neunzigerjahren das erste Mal bei der Chambre Syndicale du Prêt-à-Porter des Couturiers et des Créateurs de Mode bewarb. „Quoi? Akris? Je connais pas“, sagte der damalige Präsident und lehnte es ab, sich mit der Bewerbung des kleinen Schweizer Unternehmens zu beschäftigen.

Kriemler ließ nicht locker und bewarb sich ein paar Jahre später wieder, als Didier Grumbach neuer Präsident der Modekammer wurde. Man war sich sofort sympathisch. Doch es dauerte weitere fünf Jahre, bis ein Termin im Schaukalender frei war, der sich aus Sicht Kriemlers auch lohnte. Die erste Schau war gleich ein Erfolg. Einkäufer und Journalisten waren begeistert von dem zurückhaltenden Luxus, den im Jahr zuvor schon die Amerikaner entdeckt hatten, als der mächtige Chef-Einkäufer des Luxuskaufhauses Bergdorf Goodman, Robert Burke, Akris in den Schaufenstern ausstellte. Die Schweizer setzten wie kaum eine andere europäische Marke in den USA zum Siegeszug an.

Viele der gut betuchten Kundinnen aus Amerika kaufen Akris-Modelle nicht nur, um beim nächsten Dinner gut auszusehen oder beim Vorstandsmeeting perfekt gekleidet zu sein. Akris-Modelle sind auch Sammlerstücke, die in den begehbaren Kleiderschränken Jahrzehnte überdauern sollen und wie eine gute Flasche Wein immer wieder rausgeholt werden. Dass seine Modelle Collectibles sind, liegt auch an einer nahezu genialen Idee, die Kriemler hatte, kurz nachdem er seine Mode das erste Mal in Paris gezeigt hatte. „Ich wusste, dass wir eine Message haben müssen“, sagt er heute. „Nur tragbare Kleider über den Laufsteg zu schicken, das reicht nicht.“

Was aber verleiht einem Kleidungsstück Tiefe? Kriemler erinnert sich an jenen Tag in Winterthur, als er im Kunstmuseum Fotos des italienischen Künstlers Giorgio Morandi sah und von den pastellfarbenen Stillleben fasziniert war, über denen ein eigenartiger Dunst lag. Damals kam ihm die Idee, zu versuchen, diesen Dunst in Stoff zu übertragen. Und das gelang ihm 2004, indem er Chiffon, Krepp und Organza in mehreren Schichten übereinander legte.

Heute ist die Zusammenarbeit mit Künstlern zu einem Markenzeichen von Akris geworden. Auch deshalb, weil Kriemler es ernst meint mit den Kooperationen. Seit Yves Saint Laurents Mondrian-Kleidern ist Kunst ein beliebtes Mittel in der Mode, um Aufmerksamkeit zu erregen und sich vom Massenmarkt abzusetzen. Bei vielen Marken ist es eine Art besseres Marketing. Für Kriemler geht es um mehr als nur um Aufmerksamkeit. Er lässt sich nicht nur von Künstlern inspirieren, seit 2005 arbeitet er auch regelmäßig mit ihnen zusammen. Sie sind für ihn eine Art Katalysator, um in seiner Mode weiterzukommen.

„Jede Interaktion mit einem Künstler löst bei mir etwas anderes aus und führt zu ganz unterschiedlichen Kreationen“, sagt er. Und wenn er davon redet, wie er ein bestimmtes Bild oder Foto in einen Stoff verwandelt, welche digitale Technik er nutzt oder wie kompliziert es war, eine Treppe des Gartenkünstlers Ian Hamilton Finlay im Faltenwurf eines Kleides nachzuempfinden, könnte man ihn für einen Wissenschaftler halten, der nach der richtigen Formel sucht.

Zwei Dinge erleichtern Kriemler die Arbeit mit Künstlern. Einerseits kann er sein Ego so weit hinstellen, dass er dem Künstler zumindest einen Teil der Bühne überlässt. Andererseits hat er das Selbstbewusstsein, sich

als Designer nicht minderwertig gegenüber dem Künstler zu fühlen. Er weiß sich einzuordnen: „Der Unterschied zwischen dem Künstler und dem Designer ist, dass wir etwas machen, was einen Zweck erfüllen soll. Das heißt nicht, dass wir weniger kreativ sind.“

Die Grundvoraussetzung: Der Künstler muss es zulassen können, dass sich eine neue Version seiner Kunst in den textilen Werken Kriemlers wiederfindet. Viel hängt auch davon ab, ob die Chemie stimmt. „Menschliche Beziehungen spielen immer eine Rolle. Fashion is about people, davon bin ich überzeugt.“ Da kommt ein weiteres Talent Kriemlers ins Spiel: Er kann sich auf Menschen einlassen, ihnen zuhören und in seiner freundlichen Art so lange mit ihnen diskutieren, bis das Ergebnis für beide Seiten zufriedenstellend ist. Das macht er jeden Tag mit seinem Team. Und das macht er auch mit den Künstlern. „Meine Zusammenarbeit mit Thomas Ruff war sehr intensiv, wir haben uns jeden Monat gesehen“, erzählt er. Die beiden waren schon länger befreundet. „Wir feierten mit einem Defilee unsere zehn Jahre bei der Paris Fashion Week, und das schien der perfekte Zeitpunkt zu sein, meinen Fotodrucken eine neue Ausstrahlung zu geben.“

Mit Skizzen und Stoffen fuhr er einmal im Monat nach Düsseldorf, um mit dem Fotokünstler die Entwürfe zu besprechen. Sie wurden ein eingeschworenes Team. Für die Herbst-Winter-Kollektion 2014 perfektionierte er gemeinsam mit Ruff die Fotoprints und schuf spektakuläre Kleider und Mäntel, die komplett mit Ruffs leicht verwischten Fotos bedruckt waren.

Manchmal kommt eine Zusammenarbeit zufällig zustande. Wie 2016, als er im neu eröffneten Whitney Museum of American Art in New York vor einem weißen Diptychon mit einem grünen Dreieck stand, im Stil der



„Wenn  
alles  
gut geht,  
ist es  
gefährlich.“

Der Reichtum von Thomas Ruffs Werk begründet eine ungemein vielfältige Akris-Kollektion für Herbst und Winter 2014. Im Hintergrund dieses Looks mit dem Fotoprint eines abstrahierten Sternhimmels ist eines der „Substrat“-Bilder des deutschen Fotokünstlers zu sehen.

abstrakten Geometrie. Zwei markante weiße Flächen nebeneinander mit einem grünen pfeilförmigen Dreieck. Das Bild von Carmen Herrera aus der Serie „Blanco y Verde“ faszinierte ihn, denn es stammte von 1959. „Das muss man sich vorstellen“, schwärmt er noch heute, „grün und weiß als Farben in den Fünfzigerjahren, als alle das Doris-Day-Pastell liebten.“ Kriemler kannte die Künstlerin nicht, er fragte den befreundeten Direktor des Whitney-Museums, Adam Weinberg, und erfuhr, dass die gebürtige Kubanerin 101 Jahre alt sei und in New York lebe. Kriemler ließ sich die Telefonnummer geben, rief sie an und stand zwei Tage später in ihrem Loft in der Nähe des Union Square. „Wir waren uns auf Anhieb sympathisch“, erzählt er heute über die Begegnung mit der alten Dame, die mit 89 Jahren ihr erstes Bild verkauft hatte und erst dann als Pionierin der abstrakten Geometrie in Ausstellungen gefeiert wurde. Er nennt es heute „eine der spannendsten Erfahrungen als Modedesigner“, die strenge Linearität von Herreras Kunst in Kleider umgewandelt zu haben. Kriemler, der Menschenfreund, blieb bis zu ihrem Tod im vergangenen Februar in Kontakt mit Herrera und schickte ihr jedes Jahr Blumen zum Geburtstag.

Die jüngste künstlerische Zusammenarbeit für die Herbst/Winter-Kollektion 2022 war wieder ein Glücksfall. Zufällig stieß er auf eine alte Korrespondenz mit einer Kuratorin, die ihm von einer Ausstellung in Zürich mit einem Künstler erzählt hatte. Kriemler kannte ihn nicht und recherchierte: Reinhard Voigt, Jahrgang 1940, lebte lange in New York und seit einigen Jahren wieder in Berlin. „Ich war sofort begeistert von den pixelartigen Ölbildern, seiner Präzision zu malen und dem unglaublichen Farbsinn.“ Voigt, der seit den Sechzigerjahren diese Raster-Kunst machte und sich früh mit Computerspielen auseinandersetzte, war sofort zur Zusammenarbeit bereit.

Also trafen sich die beiden regelmäßig auf der Achse Berlin–St. Gallen.

Die Arbeit mit den Künstlern lebt vom Austausch, so wie die tägliche Arbeit mit seinem Designteam. Schon bei einem einfachen Ärmel gibt es zahllose Diskussionen. Das seien wichtige Prozesse, sagt Kriemler. Wie sehen die Nähte aus? Gestept oder nicht gestept? Polster an den Schultern oder nicht? „Es ist wichtig, dass Evolution stattfindet, ansonsten findet die Überraschung nicht statt, die heute so wichtig ist.“ Mitunter kostet das Kraft. Aber auch aus Rückschritten lernt er. „Ich bin ja der Meinung: Wenn alles gut geht, ist es gefährlich. Die schwierigsten Momente sind die, wenn es einfach rollt, dann wird man oberflächlich und schaut nicht mehr so genau hin, dann passieren Fehler.“

Sein Team ist ihm wichtig. Es gibt Mitarbeiterinnen, die seit mehr als 30 Jahren dabei sind. „Akris ist Akris, weil das hier im Haus entsteht. Die Menschen, die das mit mir umsetzen, sind das Fundament des Hauses“, sagt er ernst. „Ich habe Mühe mit der oft in der Mode gelebten Ego-manie. Jeder Designer ist nur so gut wie sein Studio.“

Für seine nächste Kollektion, die er im Oktober nach zweijähriger Corona-Pause wieder in Paris präsentieren wird, als Hommage an 100 Jahre Akris, ist er ins Archiv gegangen und hat sich seine ersten Entwürfe aus den Achtziger- und Neunzigerjahren angeschaut. In dieser Kollektion ist er sozusagen seine eigene Inspirationsquelle. Es geht um alte Muster und alte Stoffe, aber auch darum, wie man sie so verändert, dass sie am Ende modern wirken. Kriemler ist ein Suchender, der die Dinge immer weiterreibt. Was er auch tun kann, weil sein Bruder Peter, der das Geschäftliche betreut, ihm freie Hand lässt.

Er verschweigt nicht, dass ein kalter Wind in der Branche weht. „Das Leben ist nicht einfach als kleines,

unabhängiges Unternehmen unter den Großen.“ Als Beispiel nennt er die Suche nach neuen Verkaufsorten. „Wenn wir uns in China um ein Geschäft in einer Mall bemühen, sind wir froh, wenn wir irgendwo im zweiten Stock einen Platz bekommen.“ Die besten Plätze bekommen die Global Player wie Chanel, Hermès, Prada oder Louis Vuitton. „Aber“, setzt er nach: „Zum Glück gibt es dann auch immer wieder Vermieter, die uns gut finden.“ Und die Akris doch einen Platz in der ersten Reihe gewähren.

Anders exklusiv zu sein, nicht austauschbar, aus der Schweiz zu kommen, für Qualität zu stehen: Das macht Akris in der Modewelt zu etwas Besonderem. Wer Akris kauft, kauft keinen Firlefanz. Das liegt auch daran, dass das beschauliche St. Gallen, 738 Kilometer von Paris entfernt, dafür sorgt, dass man nicht abhebt. Arroganz und Träumereien haben hier keinen Platz. Bei aller Kreativität wird hier auch gerechnet. Wer aus der vierten Generation irgendwann übernehmen wird, vielleicht eines der Kinder von Peter Kriemler – das ist noch nicht klar. Einstweilen wird Albert Kriemler jeden Tag so tatkräftig beginnen wie seine Großmutter. ◀

**Fotos:** Julia von der Heide  
**Styling:** Markus Ebner  
**Model:** Adrienne Jülinger

Dank an die Kunstakademie Düsseldorf

## MEHR ALS 1000 WORTE. KUNST ZUHAUSE ERLEBEN

HANDSIGNIERTE, LIMITIERTE KUNST ONLINE UND IN 22 GALERIEN WELTWEIT



**Niki Hare** The Right Place, Aufl. 150, handsigniert  
124,4 x 114,4 cm (weitere Größen verfügbar), gerahmt  
Edition Nr. NHA02, 1.699 €

LUMAS ART EDITIONS GmbH, Ernst-Reuter-Platz 2 10587 Berlin.  
Änderungen und Irrtümer vorbehalten. Location © haus-lademann.de

LUMAS.COM

BERLIN · LONDON · MIAMI · NEW YORK · PARIS · WIEN · ZÜRICH  
DORTMUND · DÜSSELDORF · FRANKFURT · HAMBURG · HANNOVER  
KÖLN · MANNHEIM · MÜNCHEN · STUTTGART

LUMAS<sup>7</sup>

THE LIBERATION OF ART

# Erste Liebe auf den zweiten Blick

Von Sarah Obertreis, Illustration Silke Werzinger

Paare, die sich trennen und wieder zusammenkommen, haben einen schlechten Ruf. Dabei sind ihre Erfolgschancen oft gar nicht schlecht.

## Vorbild „Bennifer“

Jennifer Lopez und Ben Affleck sind schon seit mehr als einem Jahr wieder ein Paar. Im Juli haben sie in Las Vegas geheiratet – in bescheidenerem Rahmen, als sie es nach ihrer ersten Verlobung geplant hatten. Im Jahr 2003 wollten sie mit 400 Gästen in Santa Barbara feiern. Aber sie verschoben die Hochzeit dann doch. Die exzessive Berichterstattung gefährde den Tag, der der glücklichste ihres Leben sein sollte, teilten sie damals mit: „Als wir uns dabei ertappten, allen Ernstes zu erwägen, drei falsche Bräute an drei verschiedenen Locations zu engagieren, merkten wir, dass etwas nicht stimmte.“ Vier Monate später trennten sie sich zum ersten Mal. Ihre Beziehung habe dem Medienrummel nicht standgehalten, sagten sie. Dieses Mal aber sei es anders, sagt Lopez. Im vergangenen Jahr hob sie immer wieder hervor, wie sehr es helfe, dass Affleck und sie nun „klüger“ und „erfahrener“ seien, auch was den Umgang mit ihrem Promi-Status angehe. In ihrem Juli-Newsletter berichtete Lopez von der Hochzeit und riet ihren Leserinnen und Lesern: „Bleibt lange genug dabei, und vielleicht werdet ihr dann den besten Moment eures Lebens finden – in einem Drive-Through in Las Vegas um halb eins morgens mit deinen Kindern und dem einen, mit dem du für immer zusammenbleiben wirst. Für die Liebe lohnt es sich zu warten.“

Birgits und Tommys erstes Date nach 28 Jahren fand in einer Eisdielen statt. Tommys Sohn fand Birgit auf Facebook entdeckt. Tommy war so aufgeregt, dass er seinen Sohn beauftragte, Birgit direkt zu schreiben. „Ich soll dir Grüße sagen. Rate mal von wem“, tippte Tommys Sohn in den Facebook-Messenger. Birgit wusste natürlich sofort, von wem die Grüße kamen. Gerade erst hatte sie, ganz zufällig, mit der Frau von Tommys bestem Freund telefoniert.

„Ich hatte gleich wieder dieses Krübeln im Bauch“, erzählt Birgit. Tommy spricht nicht gerne über seine Gefühle. Deswegen hört er beim Videotelefonat mit der F.A.Z. aus dem Nebenraum zu. „Wenn ich was Falsches sage, meldet er sich“, sagt Birgit und lacht. Hinter ihr an der Wohnzimmerwand hängen zwei Fotos: auf dem einen Tommy und sie, aneinander geschmiegt, auf dem anderen der Lieblingsstrand der beiden in Thailand. Wenn sie können, fliegen sie einmal im Jahr dorthin.

Jedenfalls trafen die beiden sich in der Eisdielen zu ihrem ersten Date als Erwachsene. Birgit dachte: „Der hat ja richtig gelernt, aus sich rauszukommen.“ Tommy zeigte ihr sein Portemonnaie mit einem Passfoto von Birgit. 1984 hatte er es eingesteckt. Und nie wieder rausgenommen. „Das fand ich schon sehr, sehr aussagekräftig“, sagt Birgit. Noch zwei weitere Treffen dauerte es, dann waren Birgit und Tommy ein Paar. Es war genauso unkompliziert wie 1984, als Birgit 16 und Tommy 18 gewesen war. Die Haut des anderen fühlte sich noch vertraut an, der Geruch war derselbe, aber trotzdem war es etwas ganz Neues.

Sie hatten sich auf dem Dorf im Jugendtreff kennengelernt. „Er hat mir gleich gefallen“, sagt Birgit. „Er war ruhig und aufmerksam, nicht so ein Prolet.“ Drei Jahre waren Tommy und sie zusammen. Tommy war Waise, seine Eltern beide an Herzversagen gestorben. Deswegen gehörte Tommy nicht nur zu Birgit, er gehörte zu ihrer Familie. „Meine Mutter wollte ihn sogar adoptieren“, erzählt Birgit. Als Tommy und sie 38 Jahre später, in diesem Mai, heirateten, sagte ihre Mutter: „Jetzt habe ich ihn nicht als Sohn, sondern als Schwiegersohn.“

Wenn man im Internet nach Susanne Panter Agentur „Wiedersehen macht Freude“ sucht, strahlt einem ein Hochzeitspaar entgegen. Es läuft nicht, sondern schwebt aufeinander zu, die Arme weit ausgebreitet. Panter arbeitet seit 1996 als „Menschenfinderin“, so nennt sie ihren Job. Sie sucht für ihre Auftraggeberinnen und Auftraggeber Angehörige, alte Freunde – und verlorene Lieben, die sich nicht wie Birgit bei Facebook finden lassen. Panter ist selbst mit einer ehemaligen Affäre aus ihrer Jugendzeit zusammen. Jedes Mal, wenn sie sich damals sahen, landeten sie im Bett. Dann sahen sie sich irgendwann nicht mehr, Panter führte eine lange Beziehung. Sie war erst seit Kurzem getrennt, als sie eine SMS von der alten Bekanntschaft bekam. „Ich sage immer, er hat irgendwann sein Blackberry genommen, seine Kontaktliste durchgescrollt und geschaut: Wen kann ich heiraten?“, scherzt sie.

Während der Corona-Pandemie fiel Panter auf, dass viele ihr Zuhause ausmisten und dabei alte Briefe und Postkarten fanden. „Sie lasen sie und merkten: Das war mir schon wichtig.“ Dann kamen sie zu Panter mit der Bitte: Suchen Sie nach meiner Jugendliebe.

„Ich war nie wieder so verliebt wie in meine Jugendliebe.“ Das antworteten in einer Parship-Umfrage von 2017 unter 2800 Nutzerinnen und Nutzern des Dating-Portals mehr als jeder vierte Mann und jede fünfte Frau. 20 Prozent der Männer gaben sogar an, dass sie ihrer ersten Liebe noch immer nachtrauerten. Unter den Frauen waren es nur 13 Prozent.

„Es gibt viele Menschen, die sehnsüchtig zurückschauen“, sagt Paartherapeutin Manuela Komorek. Wie lange die Beziehung her ist, spielt dabei kaum eine Rolle. Sie hört oft die Frage: Wie

komme ich wieder mit dem Ex zusammen? Vor allem von Menschen, die viel allein sind und Zeit zum Nachdenken haben. Zu Beginn von Corona, im März 2020, als es besonders vielen Menschen so ging, wertete die britische Digitalagentur AGY47 die Google-Anfragen aus. Das Ergebnis: Die Suchen nach einer Antwort auf die Frage „Wieso träume ich von meinem Ex?“ waren um 2450 Prozent gestiegen.

Nur wenig wurde bisher zu neuen alten Lieben geforscht. Die einzige Wissenschaftlerin, die ausführlich zu dem Thema publiziert hat, ist 2019 gestorben. Nancy Kalish lehrte als Professorin für Psychologie an der California State University. Sie fand heraus, dass ein Traum von der alten Liebe tatsächlich die häufigste Ursache dafür ist, dass Menschen wieder Kontakt zu ihren ehemaligen Freunden aufnehmen.

Ein Vierteljahrhundert lang beschäftigte sich Kalish mit „rekindled romances“. Sie befragte vor allem Paare, die mehr als fünf Jahre getrennt gewesen waren. 1001 Menschen aus aller Welt kamen so zusammen. 37 Prozent von ihnen waren in ihren Vierzigern oder Fünfzigern gewesen, als sie mit ihrer alten Liebe noch einmal neu begannen. Genau wie Birgit und Tommy. Ihre Beziehung sei nun erfolgreich, sagten die von Kalish Befragten, weil sie erwachsen geworden seien, sie könnten nun besser kommunizieren und regten sich nicht mehr über jede Kleinigkeit auf.

So ähnlich erzählt es Birgit. „Man ist nicht mehr so auf sein eigenes Ego erpicht“, sagt sie. „Wir sind beide der Meinung, dass es richtig war, dass wir uns in jungen Jahren getrennt haben, weil wir es sonst nicht so gut miteinander aushalten würden. Jetzt hat jeder auch sein eigenes Leben gelebt.“ Sie weiß selbst, wie unglaublich es klingt, aber in den zehn Jahren, in denen Tommy und sie nun wieder zusammen sind, haben sie sich kein einziges Mal gestritten.

Vielleicht ist es ein bisschen so wie in dem Roman von Gabriel Garcia Márquez. In „Die Liebe in den Zeiten der Cholera“ wartet Florentino mehr als ein halbes Jahrhundert darauf, sich Fermina wieder anzunähern. Am Ende, als Fermina Witwe ist und Florentino mit seinem Werben Erfolg hat, fahren sie zusammen auf einem Dampfer über den Rio Magdalena, und Márquez schreibt: „Es war, als hätten sie den harten Leidensweg des Ehelebens übersprungen, um ohne Umwege zum Kern der Liebe vorzudringen. Sie lebten (...) jenseits der Fallen der Leidenschaft, jenseits des grausamen Hohns der Hoffnungen und der Trugbilder der Enttäuschungen.“

Nancy Kalish hat mit den Daten ihrer Befragten sogar die Erfolgschancen für eine zweite Beziehung ausgerechnet. Bei 72 Prozent klappt es beim zweiten Versuch. Das Problem an dieser Zahl ist allerdings: Sie ist weit entfernt davon, repräsentativ zu sein. Kalish erarbeitete sich über den Verlauf ihrer Karriere zwar eine große Datenbasis, aber deren Zusammensetzung hat wenig mit der Vielfalt der Bevölkerung zu tun. Unter den 1001 Befragten waren zum Beispiel nur fünf schwule und vier lesbische Paare – genauso viele wie blinde Teilnehmer.

So lässt sich dem schlechten Ruf, den Paare, die sich trennen und wieder zusammenkommen, im Volksmund haben, kaum etwas Wissenschaftliches entgegenzusetzen. Christian, mit dem wir für diesen Text über seine neun Jahre lange Liebes- und Leidensgeschichte gesprochen haben, erzählt vom Liebesspruch seiner Großmutter: „Es gibt nur eine Sache, die aufgewärmt etwas taugt, und das ist Chili.“

Christian hat es nun schon drei Jahre lang geschafft, sich nicht bei seiner ehemaligen Freundin zu melden. Die hatte ihm guten Sex, aber auch viel Schmerz eingebracht. „Ich wollte so sehr, dass

es mit dieser einen Frau klappt, dass sie mir alles erzählen konnte, was sie wollte“, sagt er. Eigentlich sei er ruhig und gelassen, aber das ständige Sich-Zerstreiten und wieder Zusammenkommen habe aus ihm einen Menschen mit erschreckend kurzer Zündschnur gemacht. Er schaffte es erst, sich länger als sechs Monate von ihr zu trennen, als ihn eine fremde Frau anbaggerte und er merkte: Es gibt auch noch ein anderes Leben da draußen. „Ich bin jetzt zu 100 Prozent zuversichtlich, dass ich von ihr wegbleibe“, sagt er selbstbewusst. Und fügt etwas kleinlaut hinzu, dass er vor Kurzem in ihrer Heimatstadt war und doch überlegt hatte, ihr zu schreiben. Dabei ist Christian der Meinung: „In so einer Beziehung, in der man sich schon mal getrennt hat, gehen Dinge kaputt, die du nie wieder kitten kannst.“

Der Grund für die erste Trennung ist entscheidend, wenn es um die Erfolgsaussichten der zweiten Beziehung geht, darin sind sich Fachleute einig. War einer der beiden untreu, wird es schwierig. Dann lässt sich das notwendige Vertrauen oft nicht wiederherstellen. Das erlebt auch Susanne Panter so. Kommen Menschen zu ihr mit der Bitte, ihren ehemaligen Partner aufzusuchen, den sie einst betrogen hatten, gibt sie ihr Bestes. Aber die Wahrscheinlichkeit, dass der Partner den Seitensprung verziehen hat, sei gering. „Es klappt meistens nicht, über die Vergangenheit einen Zuckerguss zu ziehen und so zu tun, als würde man das erste Mal zusammenkommen“, sagt Paartherapeutin Manuela Komorek. „Man muss sich bewusst sein darüber, was die Trennung damals bedeutet hat.“ Wenn beide das schaffen, seien die Erfolgschancen aber meist gar nicht schlecht. Schließlich entscheidet man sich noch mal bewusst füreinander, weil man weiß, was man bekommt.

Auch Komorek gehört zu denjenigen, die zum zweiten Mal mit demselben Mann zusammen sind. Drei Jahre war sie vom Vater ihres ersten Kindes getrennt. Währenddessen hatte sie eine andere Beziehung und wurde noch einmal schwanger. Man merkt ihr heute an, wie dankbar sie ihrem Mann ist, dass er ihre Tochter nie anders behandelt hat als ihr gemeinsames Kind. Einst habe sie sich von ihm getrennt, erzählt sie, weil sie mit der Situation als junge Mutter überfordert gewesen sei. „Damals hätte eine gute Paartherapie eine Trennung sicher verhindert.“

Seit 20 Jahren ist sie inzwischen mit ihrem Mann verheiratet. Die beiden setzen sich regelmäßig an den Küchentisch, analysieren, wie ihre Beziehung läuft und ob sie weiter zusammen sein wollen. Bisher lautete die Antwort immer: Ja. „Er ist der Mensch meines Lebens, und ich bin die Frau seines Lebens“, sagt Komorek. Sie glaubt, dass es in der zweiten Beziehung besser funktioniert, weil sie sich nicht nur mehr Freiraum schenken, sondern die romantische Liebe auch weniger im Vordergrund stehe. Stattdessen sei da eine „tiefe Verbundenheit“. Miteinander reden zu können, das sagen auch andere Experten, sei viel entscheidender für den Erfolg als guter Sex.

Wenn Birgit von der Arbeit nach Hause fährt, hat sie manchmal Lust, ins Restaurant zu gehen. Dann ruft sie Tommy an. „Heute möchte ich gerne essen gehen“, sagt sie und denkt: „Bitte zum Griechen.“ Und bevor sie es ausspricht, antwortet Tommy: „Lass uns doch zum Griechen gehen.“ Das sei typisch für sie, sagt Birgit. „Wir haben dieselben Gedanken.“

Tommy ist in den vergangenen 38 Jahren offener geworden, Birgit ruhiger. Einst hatte sie sich von Tommy getrennt, weil er die gemeinsame Zeit immer nur auf dem Sofa verbringen wollte. Birgit wollte raus, wollte ins Kino, wollte tanzen gehen, was erleben. „So können wir noch sitzen, wenn wir 40 Jahre verheiratet sind“, sagte sie damals zu ihm. Heute ist sie froh, wenn sie und Tommy zu Hause ihren Balkon genießen können. ◀

Während der Pandemie misteten viele aus und fanden alte Briefe. „Sie merkten: Das war mir schon wichtig.“ Dann kamen sie zu Susanne Panter mit der Bitte: Suchen Sie meine Jugendliebe. //





Warum soll Popcorn nur süß oder salzig sein? Die Popcorn-Konditorei Knalle in Berlin-Marzahn wagt das Crossover mit Sorten wie „Dunkle Schokolade gesalzene Mandel“, „Earl Grey Limette“ oder „Weiße Schokolade Salzbrezel“.

Der Winter wird kalt. Am besten dick einpacken mit den Daunenjacken, die der chinesische Künstler Xu Zhen und die in China geborene Designerin Feng Chen Wang für Canada Goose entworfen haben.



## Lest!

Vorlesen wirkt sich positiv auf die Entwicklung von Kindern aus. Was aber, wenn Eltern dazu nur wenig Zeit haben? Das Start-up Lesido hat eine Lösung entwickelt: eine digitale Streamingplattform für Bilderbücher. So können zum Beispiel Großeltern, die nicht in der Nähe wohnen, den Kindern im interaktiven Videochat vorlesen. Zur Auswahl stehen mehrere hundert Bilderbücher. Besser als jedes Youtube-Video.



Die Schultertasche Polo ID von Ralph Lauren aus Kalbsleder ist ein Lichtblick im Herbst.

## Dinge, Menschen, Ideen, Orte und weitere Kuriositäten

zusammengestellt von Anke Schipp

#  
**134**



Die Design-Spielmöbel von Present Stories verbinden die Bedürfnisse von Eltern und Kindern: vielseitig einsetzbar, als Sitzgelegenheit, Ablage, Wippe oder Spielturn.

Bleib doch noch! Mit dem fruchtig leichten Raumduft O2 von Bon Parfumeur mit Honigelementen lässt sich der Sommer einfach verlängern.



Die Kaktusblüte inmitten von Stacheln verkörpert für die Mailänder Schmuckdesignerin Bona Calvi den Triumph des Lebens. Und die Fähigkeit zur Anpassung.



**Spielt!** Laut der Studie Lego Play Well Report sagen 95 Prozent der Kinder, Spielen helfe ihnen, zu entspannen und nach der Schule auf andere Gedanken zu kommen. Ein Vorbild für Erwachsene: Denn Spielen beuge auch Burnout vor, sagt der Neurowissenschaftler André Zimpel.



Welchen Einfluss hat K-Pop (hier BTS) auf Film, Musik und Mode? Die Ausstellung „Hallyu! The Korean Wave“ zeigt es – vom 23. September an im Londoner V&A-Museum.

Ein bisschen sieht der Metallkrug Pipe von Normann Copenhagen aus wie ein abgeschnittenes Ofenrohr. Tatsächlich haben sich die Designer von den Regenrohren an den Kopenhagener Häusern inspirieren lassen.



Foto: AFP, Hersteller 07



Wright



WWW.MOORER.CLOTHING

# Ganz schön alt

Von Peter-Philipp Schmitt, Fotos Verena Müller

Richard Lampert ist mit Klassikern von Herbert Hirche und Egon Eiermann groß geworden. Doch der Stuttgarter Möbelproduzent gibt auch ungewöhnlichen Entwürfen von jungen Designern eine Chance.

Man braucht entweder sehr gutes Sitzfleisch, um es sieben Stunden auf einem Stuhl auszuhalten. Oder der Stuhl selbst ist so bequem, dass die Zeit auf ihm im Nu zu vergehen scheint. Bei diesem Modell allerdings war Richard Lampert zunächst skeptisch. „Als ich ihn Mitte der Neunzigerjahre zum ersten Mal sah, war ich sicher: Der kann nicht bequem sein.“ Das Gegenteil war der Fall. Und Lampert machte sich gleich nach der durchgeführten Nacht auf die Suche nach dem Entwerfer. Was nicht einfach war. Der Stuhl hatte zuvor schon zwei Jahrzehnte lang unbeachtet in dem italienischen Restaurant in Stuttgart herumgestanden. Selbst der damalige Besitzer des „Santa Lucia“ konnte zunächst nicht weiterhelfen. Erst Monate später fand Lampert heraus, wer den Stuhl gestaltet hatte: Herbert Hirche.

Wenig später traf sich der aufstrebende Möbelproduzent mit dem sehr viel älteren Möbeldesigner. Lampert bekam die Rechte an dem Stuhl, den der einstige Bauhändler Hirche eigens für das Lokal im Jahr 1969 entworfen hatte. Seither hat Lampert den Rattanstuhl Santa Lucia in seinem Programm. Wie schon zu Hircches Zeiten wird der Stuhl in Indonesien hergestellt. Das Besondere an ihm: Die Rückenlehne ist so geschwungen, dass sie zugleich auch als Armlehne dient. Inzwischen bietet Richard Lampert den Entwurf nicht nur in Naturrattan an, sondern auch in einer Version aus wetterfestem Polyethylen. Und er lässt noch weitere, lange unentdeckte Arbeiten von Herbert Hirche in Lizenz herstellen: den Stuhl Frog, die beiden Sessel H 55 und H 57, das Regal DHS 10, den Lounge Chair sowie den Barwagen.

Herbert Hirche ist zu einer festen Größe für Richard Lampert und seine nach ihm benannte Marke geworden. Dass Hirche nach dem Krieg auch eine Zeitlang für den noch bedeutenderen und nur wenig älteren Architekten und Designer Egon Eiermann gearbeitet hat, ist dabei ein merkwürdiger Zufall. Denn mit Eiermann fing Lamperts Geschichte vor fast 30 Jahren an, als er sich selbstständig machte.

Mit Möbeln hatte Lampert, Jahrgang 1950, schon als Kind in Bruchsal zu tun. Sein Vater war Möbelhändler. Der Urgroßvater hatte eine Schreinerei, der Großvater machte daraus eine Möbelfabrik. „Mein Vater beendete dann die Produktion 1965 und baute ein Musterring-Möbelhaus auf.“ Das wiederum übernahm der Sohn 1977, nachdem er erst in Mailand, dann an der European Business School in Offenbach mit jeweils einem Pflichtsemester in London und Paris Betriebswirtschaft studiert hatte.

Doch den Niedergang konnte Lampert nicht mehr aufhalten. Knapp fünf Jahre später musste er Konkurs anmelden. Danach ging er zur Mann-Wertkauf-Gruppe und arbeitete als Niederlassungsleiter für die ersten hochwertigen Wohnkaufhäuser Europas, Mann Mobilia. Nach weiteren fünf Jahren wechselte er als Exportleiter zum damals größten Büromöbelhersteller des Kontinents, VoKo. Doch auch da wurde er nicht glücklich. „Ich hatte irgendwann genug von diesen seelenlosen, nur aufs Organisatorische ausgerichteten Büromöbelwelten, bei denen die Ästhetik kaum eine Rolle spielte“, sagt Lampert. Mit Ende 30 ließ er das Managerdasein und die großen Unternehmen hinter sich. Und wagte in Stuttgart, wohin er wegen seiner Frau, der 2005 gestorbenen Künstlerin Sabine Reuter, gezogen war, einen Neuanfang.

„Ich war total naiv“, sagt Lampert. „Ich dachte, die Designer haben Schubladen voll mit Entwürfen, es muss nur einer kommen und sie dort rausholen.“ Doch seine Suche nach zeitgenössischen

Vom Manager zum Möbelproduzenten: Richard Lampert blickt aus dem Fenster seines Stuttgarter Büros.

Designern, deren Produkte er herstellen und verkaufen könnte, blieb zunächst erfolglos. Allerdings traf er zwei Gleichgesinnte, die Mitgründer des Stuttgarter Ladens Magazin. „Der war ja damals schon gut 20 Jahre alt und geradezu revolutionär. Ich bin einfach hineingegangen und habe Otto und Antje Sudrow gefragt, ob sie sich nicht an einer Firma, die gut gestaltete Produkte von Designern anbietet, beteiligen wollen.“ Sie wollten, und so gründeten die drei 1993 Lampert + Sudrow, woraus schließlich die Marke Richard Lampert wurde.

Im Magazin entdeckte er auch einen Tisch, dessen kreuzförmiges Gestell er genial fand. Er war von Egon Eiermann, der 1970 gestorben war.

Produziert wurde der Tisch zwar gleich von mehreren Herstellern, um die Rechte aber hatte sich bisher noch keiner gekümmert. „Ich schaute einfach ins Telefonbuch von Karlsruhe und entdeckte eine B. Eiermann“, erzählt Lampert. Es war Brigitte Eiermann, selbst Architektin und seit 1954 die zweite Frau von Egon Eiermann. „Sie freute sich über meinen Anruf: ‚Gut, dass sich endlich mal jemand bei mir meldet.‘“ Lampert erwarb von ihr die alleinigen Herstellerrechte für den Originaltisch von 1953, auch weil er ihn überzeugender fand als die dem Original nachempfundene Konstruktion von 1965. Der Nachteil: Das Tischgestell war nicht zerlegbar, was auch nicht



Klassiker von gestern für morgen: Der Rattanstuhl Santa Lucia (unten) war ein Zufallsfund in einem italienischen Restaurant. Inzwischen ist der Designer Herbert Hirche eine feste Größe im Programm von Richard Lampert – mit seinem Lounge Chair (links), dem stapelbaren Stuhl Frog (ganz unten) und seinem Barwagen mit Riffelglas von 1956.



nötig gewesen war: Denn Eiermann hatte es ursprünglich nur für sich entworfen. Mit Einverständnis seiner Witwe änderte Lampert das nun, auch um den Transport des Produkts überhaupt zu ermöglichen. Von Egon Eiermann, der seit 1947 in Karlsruhe den Lehrstuhl für Architektur an der Staatlichen Hochschule innehatte und unter anderem die Berliner Gedächtniskirche umgestaltete, hat Richard Lampert inzwischen ebenfalls mehrere Produkte im Programm: neben dem Paravent und dem Regal Eiermann den Rattansessel E 10 und den Rattanhocker E 14.

Ende der Neunzigerjahre kamen zu den Klassikern dann auch Arbeiten junger Designer hinzu: der Bürostuhl Seesaw von Peter Horn zum Beispiel, der „einen Schwung mehr hat“, wie Lampert sagt. Der Einundsiebzigjährige sitzt in seinem kleinen Stuttgarter Büro, in dem einst eine Glasschleiferei untergebracht war, selbst auf dem fast wie ein Freischwinger geformten Stuhl, der unweigerlich zum Wippen animiert. Trotzdem hat er ein Drehgestell mit Rollen und ist auch höhenverstellbar. Auf den jungen Italiener Marco Dessì, der zunächst eine Lehre als Zahntechniker absolvierte, stieß er am Rande der Kölner Möbelmesse. Der Meraner stellte bei den Jungdesignern einen Stuhl mit gefrästem Sperrholzsitz aus, bei dem die Leimfugen der einzelnen Schichten zutage treten und ein individuelles Muster ergeben. „Die Optik hat mich überzeugt“, sagt Lampert über den Prater-Stuhl, mit dem er unter anderem das Europa-Hauptquartier von Google in London ausgestattet hat. Über die Jahre gesellten sich zu Lamperts Designern noch weitere junge Gestalter: der Kölner Eric Degenhardt etwa, der Münchner Steffen Kehle und der Stuttgarter Alexander Seifried. „Ich will Klassiker von morgen auf den Markt bringen“, sagt Lampert. „Und nicht einfach noch einen Designerstuhl oder -tisch, den die Welt nicht braucht.“

Lange hatte er auch einen Stand auf der größten Einrichtungsmesse der Welt, dem Salone del Mobile. Doch Mailand lohne sich für ihn schon länger nicht mehr. „Ich kenne jedes Möbelgeschäft in Europa“, sagt Lampert, der sein eigener Vertriebler ist. Mit 50 ausgewählten Händlern arbeitet er intensiv zusammen, 100 sind es insgesamt, davon ein Drittel im Ausland: Vor allem in der Schweiz und in Österreich, aber auch in Korea und Japan sowie den Vereinigten Staaten hat Lampert seine Kunden. „Ich verlangsame mich immer mehr“, sagt Lampert, der, obwohl er Ende des Jahres 72 wird, noch nicht ans Aufhören denkt. Aber an die Nachfolge schon. Er hat bereits eine Idee, wie es einmal mit Richard Lampert auch ohne ihn weitergehen könnte. Doch verraten will er sie noch nicht.

Allerdings bereitet ihm die Krise Sorgen. Während Corona ging es ihm „krankhaft gut“, wie er sagt. Jetzt, durch den Ukraine-Krieg, hat sich die Situation aber geändert: Die Multiplexplatten aus Birkenholz, die er früher aus Russland importierte, kauft er heute zum vierfachen Preis in Finnland. Und ein Container mit Rattanmöbeln aus Indonesien, der vor dem Krieg 1500 Euro gekostet hat, schlägt nun mit 10.000 Euro zu Buche. Lampert ist aber auf die Produktion in Indonesien angewiesen, auch wenn er sonst immer versucht, die Transportwege möglichst kurz zu halten. Fast vier Jahre dauerte es Ende der Neunziger, bis der Santa Lucia serienreif produziert werden konnte, bis Lampert eine Manufaktur in Indonesien fand, die unter fairen Bedingungen und nachhaltig seine Rattanmöbel herstellen konnte. Herbert Hirche hat es gerade noch erlebt: Er starb 2002 mit 91 Jahren in Heidelberg. ◀

# Da ist ein Licht, das blinkt weiter

Von Johanna Dürrholz

Noch mal Fan werden, mit mehr als 30? Gar nicht so leicht, findet unsere Autorin. Geht aber: Sie hat eine alte Band ganz neu für sich entdeckt – durch Zufall.



FOTOS EPA/APP

Früher war alles schlechter. Die Bahnverbindungen, die Essensauswahl, und dann noch nicht mal Internet! Trotzdem erinnern wir uns an unsere Jugend mit dieser Wehmut, die alles auffrisst: Die Musik war besser, die Filme schöner, die Menschen auf der Straße grüßten höflich, und sowieso benahmen sich alle besser. Warum das so ist? Weil man nie so viel fühlt wie in jungen Jahren, nie so intensiv lebt und erlebt, weil man sich nur einmal zum ersten Mal verlieben, nur einmal zum ersten Mal Bier trinken kann und dieses eine Lied, das einen für immer begleiten wird, nur einmal zum ersten Mal so hört, dass es etwas auslöst.

Es ist also gar nicht so leicht, Fan zu werden, obwohl man nicht mehr 16 ist. Mir ist es trotzdem passiert, im Sommer, aus Versehen.

Es gibt ja wenige so gute Sachen wie ein Konzert im Freien. Der Sound verwischt meistens ein bisschen, Gitarrenklänge wehen rüber, vermischen sich mit fernem Klatschen, das Echo des Mikros verzerrt die Stimmen, jemand ruft etwas, alle antworten. Es kommt einem oft so vor, als würde ein aufrührerischer Wind die langen Haare aus den Gesichtern der Musiker flattern lassen und die Fans im Nacken kitzeln, damit sie noch ein bisschen lauter kreischen, damit sie die um sie herum aufsteigende Stimmung als ihre eigene fühlen, damit sie mit einem Mal ein Teil von etwas Größerem sind. Selbst wer Abstand hat zur Bühne, merkt meistens, was los ist, welche Energien freigesetzt werden oder nicht, selbst wenn nur Fetzen von Musik und Menschenlärm ankommen. Die ersten Akkorde eines bekannten Lieds, der einsetzende vielstimmige Gesang der Menge – besser kann Sommer nicht klingen.

So ging es mir an einem Freitagabend. Ich war allein auf dem Glastonbury Festival. (Aber ist man wirklich allein-allein unter 200.000 Menschen? Eben.) Zuletzt hatte ich mir Billie Eilish angeschaut. The night's still young, erster Abend auf dem Festival, kein Regen (was in England wirklich fabelhaft ist), überall Menschen, die noch etwas erleben wollten. Ich war müde, die Anreise und zwölf Stunden Konzerte steckten mir in den Knochen, also machte ich mich auf den Rückweg. Es war dunkel, ich hatte einen Cider getrunken und ließ mich von den Massen treiben, lauschte glücklich dem Geschnatter um mich herum und schaute mir die feiernden Briten an, die keinen besonderen Vorwand zum Stehenbleiben und Trinken brauchten. Eine Gruppe von etwa 50 schön angeädelteten Personen hatte sich zum Beispiel an einem Eisstand versammelt, der eine recht ordentliche Anlage hatte – und tanzte und grölte zu jedem Lied. So lief ich dahin, ohne genau zu wissen, ob ich überhaupt in Richtung Ausgang lief, aber irgendwohin würden mich die Menschenströme schon bringen, die ein Ziel zu haben schienen, zumindest irgendeines.

Wir passierten eine andere große Bühne, die sich unter einem riesigen Zirkuszelt befand, dessen Seitenrand offen war für alle Menschen unter drei Metern. Sehr viel Licht und sehr viel Lärm drangen heraus. Und sehr viel Energie.

Wie von selbst schubste mich die Menge hinüber. Plötzlich stand ich am Rand des Zelts, in dem jede Menge Leute tanzten und sangen, die meisten von ihnen jenseits der 40. Auf der Bühne stand ein schöner, alter Rocker: schlaksig, androgyn, lange dunkle Haare, Schlaghose, Spuren der Zeit unter den Augen. Mit ihm sangen fabelhafte Gospelsängerinnen (und ein Gospelsänger, der um sein Leben sang). Eine Frau mit schwarzem Pony und in schwarzer Lederhose spielte Bass. Das Ganze wurde auf riesigen Leinwänden nur in Schwarz-Weiß gezeigt, was natürlich alles wahn-sinnig cool und die Menschen auf der Bühne noch ein bisschen schöner machte. Unten gingen die

Man müsste vor ihm auf die Knie gehen: Bobby Gillespie aber zeigt in Glastonbury die Größe, sich vor seinen Fans klein zu machen.

Leute ab, graue Haare wurden geschüttelt, Bierbäuche wippten rhythmisch im Takt, alles in allem war es wunderbar. Ich hatte keine Ahnung, welche Band das war, aber ich ahnte, dass sie Großes sangen oder Größes waren. Jedenfalls riss sie mich mit und ließ mich unbeholfen zappeln. Und dann ging das nächste Lied los.

„I was blind/Now I can see/You made a believer/Out of me“: Ich war hin und weg. Nicht nur, weil ungefähr 7000 Menschen diese Zeilen sangen (so viele Menschen passen laut dem Festival unters Zelt). Es ging ja noch weiter: „I'm movin' on up now/Get out of the darkness/My light shines on/My light shines on/My light shines on“. Der schöne Rocker wiegte sich zum Lied, die Gospelsänger sangen und sangen – und alle anderen auch. Es war ein Moment, wie man ihn sonst eben nur mit 16 hat: Die Musik traf mich wie ein Blitz, dazu all die tanzenden Männer um mich herum, diese simple und gute Botschaft, dieser Feelgood-Song, der immer weiter answoll, als ob er platzen wollte.

Später traf ich ein paar Briten, die zu ihren Kindern nach Glastonbury Town zurückfuhren. Sie erzählten mir, dass Primal Scream eine sehr bekannte schottische Band ist. Der etwas abgefuckte schöne Rocker hieß Bobby Gillespie und war vorher Schlagzeuger bei The Jesus and Mary Chain. „Waren die nicht phantastisch?“, fragte ich, vollkommen begeistert. „Yeah, they were okay.“ – „Wait, what?“ – „The second half was great“, sagte der Brite unerbittlich, „when they played all their hits.“ Ich hatte ja nur die letzten Songs gesehen und gehört.

Anfang der Neunzigerjahre hatten Primal Scream aus Glasgow ihren Durchbruch, mit dem Album „Screamadelica“. Vorher hatten sie lange im Untergrund herumgedümpelt, Indie Rock gemacht und waren vor allem durch Rauschgiftexzesse aufgefallen. Anders als Indierock-Größen dieser Zeit wie etwa die Stone Roses wandte sich die Band der damals aufkommenden House Music zu. Der DJ Andrew Weatherall produzierte ihr Album, und mit dem Lied „Loaded“ – dem ersten Primal-Scream-Song, den ich je hören sollte – traten sie plötzlich bei „Top of the Pops“ auf. 2011 kürte der „New Musical Express“ die „50 druggiest albums of all time“. Auf Platz 50 der „verdrogtesten Alben aller Zeiten“ schaffte es das Album „The Libertines“, das hatte sich Pete Doherty redlich verdient. Auf Platz eins kam „Screamadelica“ von Primal Scream. Damit hängten sie sogar die ganz Großen ab: Die Rolling Stones kamen mit „Exile On Main St.“ auf Platz zwei, Nirvana mit „In Utero“ nur auf Platz fünf.

Die Band, deren Fan ich nun war, hatte also eine bewegte Geschichte. Bobby Gillespie behauptete vergangenes Jahr in einem Interview, seiner Band sei es gelungen, „mehr Drogen und härtere Drogen als jede andere Band zu nehmen“. Aber Drogen zu nehmen bedeutet nicht, dass du Rock'n'Roll bist. Es bedeutet nur, dass du Scheißdrogen nimmst.“ Der schöne Rocker, so lerne ich, sieht nicht nur ein bisschen abgefuckt aus, sondern ist es auch. Gillespie hat eine Autobiographie geschrieben, „Tenement Kid“, die Ende September auch auf Deutsch erscheint. Darin schildert er seine Kindheit. Geboren wurde er 1961 in Springburn, Glasgow. Als er 16 wurde, ging er von der Schule ab, sein Vater besorgte ihm einen Job in einer Druckerei. Die vier Jahre dort, so Gillespie, hätten ihm einen „Sinn für Klassenbewusstsein“ gegeben, ebenso wie sein Vater selbst, der auch in einer Druckerei arbeitete und sich in der Gewerkschaft engagierte. Auf dem Prnt College war Gillespie 1977 der einzige Punk. Er erzählt, wie er als Kind Astronaut werden wollte und dann später, als er psychoaktive Drogen für sich ent-

„I was blind / Now I can see / You made a believer / Out of me / I'm movin' on up now / Get out of the darkness / My light shines on / My light shines on“ //



deckt hatte, ein „Kosmonaut des inneren Lebens“ wurde. Der schöne Rocker mit den Lebensspuren unter den Augen hat dieses Leben also nicht nur nicht verheimlicht – er verherrlicht seine vergangenen Exzesse sogar noch.

Dabei geht so ein Rockstarleben nicht einfach weiter, wie das bei anderen Leben so ist. Der Gitarrist Robert Young, der bis 2006 bei Primal Scream spielte, bekannt unter dem Namen Throb, wurde 2014 tot in seinem Haus gefunden, er wurde 49 Jahre alt. Der frühere Manager von Primal Scream sagte über Throb, er sei zwar „der Stärkste von ihnen allen“ gewesen, aber habe es anders als die anderen nicht geschafft, clean zu werden. DJ Andrew Weatherall, der Primal Scream zum Erfolg verholfen hatte und dessen ersten Mix von „Loaded“ (Primal Screams erstem Hit) die Band nach Angaben Gillespies „sofort hasste, es hatte nichts mehr mit uns zu tun“, starb 2020 im Alter von 56 Jahren an einer Lungenembolie. Über seinen Rauschgiftkonsum hatte Weatherall 2016 gesagt: „Wenn ich so weitergemacht hätte, hätten sie lebenserhaltende Maßnahmen ergreifen müssen.“ Und mit der Sängerin Denise Johnson verlor die Band zwar nicht noch jemanden an Drogen, doch mit 56 Jahren starb auch sie sehr früh.

Primal Scream und besonders Bobby Gillespie waren immer auch politisch. Als Margaret Thatcher starb, sagte Gillespie, sie sei sicher mit einem Lächeln im Gesicht gegangen, „weil so viele ihrer politischen Ideen weitergetragen wurden“. Er bezeichnete Boris Johnson bei einem Konzert als „sinister right-wing c\*\*t“, äußerte sich betrübt darüber, dass die Briten die „non-sexist“- und „non-racist“-Gedanken der Punkbewegung nicht übernommen hätten, und nannte Penny Mordaunt von der Konservativen Partei nur „Penny Murder“.

Vielleicht glorifiziert Gillespie die Rauschgiftgeschichte seiner Band. Aber es ist bewundernswert, wie sie weitermachen, mit welcher Energie sie heute, mehr als 60 Jahre alt, vor Tausenden spielen und, allesamt nüchtern, die alten Hits mit demselben Spirit vortragen – wenn auch nicht als „Kosmonauten des inneren Lebens“. Zum Schweben kriegen sie die Leute trotzdem. Gillespie schreibt in seiner Biographie über „Movin' On Up“, das Lied, das mich so getroffen hat, es handele sich um einen „universellen Song“ darüber, „den Mut selbst angesichts widrigster Umstände und Katastrophen nicht zu verlieren“. Sie wollten, so Gillespie, die Menschen aufrichten.

Die Zeile „My light shines on“ aber ist mein Mantra geworden. Der Satz ist selbst wie ein kleines Licht, das mir freundlich zublinkt, in allen möglichen Situationen, manche alltäglich, andere nicht. Wenn ich beim Joggen nicht mehr kann, mache ich „Movin' On Up“ an, und plötzlich geht es wieder, zumindest für 3:48 Minuten. Oder wenn ein fürchterlicher Tag zu Ende geht, ich aber noch den Rückweg im Zug schaffen muss. Oder wenn eine Deadline drohend wartet, immer näherrückt und ich dringend Zerstreuung brauche. Wenn Bobby Gillespie sich nach all den Verlusten und allem, was sein schlanker Körper schon durchlebt hat, immer wieder aufraffen und die Menschen mit seiner Musik aufrichten kann, dann kann ich auch weitermachen. „Their light shines on and on“, schrieb schon 2006 jemand über eines ihrer Konzerte. Das hat sich auch 2022 nicht geändert. Das Licht blinkt weiter, immer weiter. Und manchmal nur für mich. ◀

Abgebildet ist nicht nur weites Meer mit ein paar Inselchen dazwischen wie Suppenklößchen, sondern die Caldera von Santorini. Rund 400 Meter unter der azurblauen Wasseroberfläche befindet sich der Krater des Vulkans, der die Insel einst sprengte und zum Archipel formte. Die Caldera hat einen Durchmesser von rund zehn Kilometern. Genug Platz für die vielen Kreuzfahrtschiffe.



Pyrgos ist das am höchsten gelegene Dorf Santorinis – mit 360-Grad-Panorama. Fürs Mittagessen garantiert gut: ein Besuch im „Brusco Wine Coffee Deli“. Dort gibt es griechisches Essen, das innovativer ist als in der typischen Taverna. Vegetarier werden nicht nur satt, sondern auch zufrieden. Tipp: die Zucchini-Bällchen.



## Grüße aus Santorini

Von Julia Stelzner und Thorsten Konrad

Die griechische Insel ist wie ein Instagram-Filter: ästhetisch dank strahlend weißer Häuser, mit Sonnenlicht als Weichzeichner. Aber sie bietet mehr als Sonnenuntergänge.

In den Gassen von Oia sind es erst ein paar Menschen am späten Nachmittag, dann ein paar Dutzend, und später sind es Hunderte, die auf den magischen Sonnenuntergang warten. Ob es das wert ist? Ja, wenn man einen Sitzplatz absteht vom großen Gedränge hat – wie in der Bar „Sunsets“.



Oia, ausgesprochen Ia, kennt jeder, auch alle, die noch nie auf Santorini waren. Die Stadt über den steilen Klippen der Insel ist das bekannteste Fotomotiv der Ägäis. Die weißen Häuser, die es auch sonst überall auf der Insel gibt, wengleich nicht so hochgestapelt, dazu als Kontrast die blauen Dächer der Grottenhäuser: Das verlockt die Content Creator von heute zu Serienaufnahmen und Selfies.

Ungefiltertes, fruchtiges Craft Beer vermutet man auf Santorini vielleicht weniger als Wein. Es ist aber genauso beliebt. Die Santorini Brewing Company bei Kamari ist mit dem Esel im Logo besonders auffällig. Und wie es sich für Craft-Beer-Brauer gehört, gibt es auch Merchandise en masse.



Was Udo Jürgens einst so schwunghaft besang, ist auf Santorini ein wichtiges Wirtschaftsgut: griechischer Wein. Weine von der Insel werden wegen des Vulkanbodens als besonders mineralisch gelobt. Aufgrund des starken Winds sind die Reben eher niedrig und kranzartig. Argyros Estate unweit des Flughafens ist eines der ältesten Weingüter Santorinis – aber, wie man sieht, modern eingerichtet.



Der Esel ist das Wahrzeichen Santorinis, ach was, ganz Griechenlands. Die Tiere sind eine große Hilfe in landwirtschaftlichen Kleinbetrieben. Und sie sind süß, gerade für Kinder. Für den Transport von Touristen in der heißen Sonne und durch die steilen Gassen der Insel sind sie freilich nicht geeignet. Das ist weniger Tradition als Tierquälerei.



### ENTDECKE DIE PERFEKTEN SHORTS

Mit acht verschiedenen Modellen - von smart bis sportlich - bietet MR MARVIS die perfekten Shorts für jede Gelegenheit. MR MARVIS Shorts werden in Portugal aus hochwertigen Stoffen wie Stretch-Baumwolle, luftigem Piqué und leichtem Leinen handgefertigt. Verfügbar in über 60 raffinierten Farben und mit der ultimativen Passform. Für welche entscheidest du dich?



BESTELLE JETZT AUF [MRMARVIS.DE](https://www.mrmarvis.de)



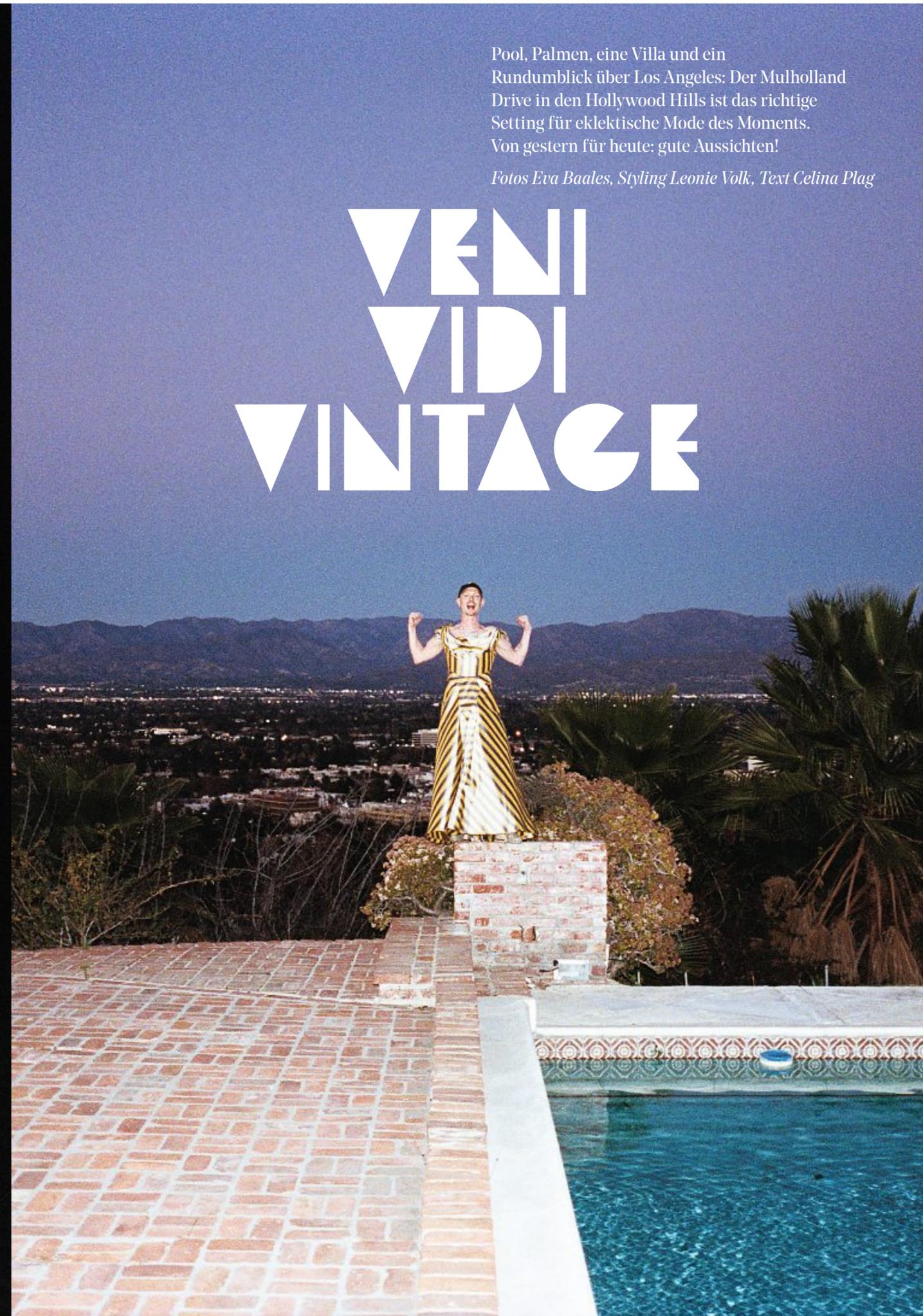
Sara (links): Embarquement-Immediat-Robe mit in rosa Satin gehülltem tiefem Rückenausschnitt von Thierry Mugler, Herbst/Winter 1987, Perlencollier von Courrèges

James (rechts): gelb und grau gestreifte Seiden-Korsett-Robe mit drapiertem Ausschnitt von Vivienne Westwood Gold Label, Frühjahr/Sommer 1998, New York Yankees Cap privat, silbernes Collier aus verschweißten Ziehflaschen von Maison Margiela, etwa 2008

Pool, Palmen, eine Villa und ein Rundumblick über Los Angeles: Der Mulholland Drive in den Hollywood Hills ist das richtige Setting für eklektische Mode des Moments. Von gestern für heute: gute Aussichten!

*Fotos Eva Baales, Styling Leonie Volk, Text Celina Plag*

# VENI VIDI VINTAGE



Brynn: leichtes Chiffon-Kleid in Blassrosa aus den Siebzigerjahren von Zandra Rhodes, Schottenkaro-Rock in Pastelltönen von John Galiano, Plattform-Pumps mit Kristallstickerei von Gucci, Frühjahr/Sommer 2017, transparente Söckchen in Mintgrün privat



Von links oben im Uhrzeigersinn: Abby: rostfarbenes Samt-Korsett im Set mit Pelzjacke und Bleistiftrock aus Wolle von Vivienne Westwood Red Label, Herbst/Winter 1998, klobige Mary-Jane-Pumps mit Plateau-Absatz aus Samt und Holz von Balenciaga, Herbst/Winter 2006; Lily: Seidenrobe mit Blumen- und Kussmund-Print von Christian Dior by John Galiano, Frühjahr/Sommer 2005, Schlangenleder-Sandaletten im Bondage-Stil mit applizierten Schleifen von Christian Dior by John Galiano, Herbst/Winter 2003; Brynn: gestreiftes Ballon-Top mit transparenten Einsätzen von Comme des Garçons, Frühjahr/Sommer 1997, kristallbesetzte Ohrringe in Spiralförmigkeit aus den Achtzigerjahren von Richard Kerr



Alles Vintage? Aber ja! Alle Kleider, die in unserem Shooting gezeigt werden, stammen aus der Boutique Aralda Vintage in Los Angeles. Alle Personen, die auf den Bildern zu sehen sind, arbeiten in dieser Wunderkammer unweit des Hollywood-Zeichens. Auch die Gründerin Brynn Jones, eine feste Größe in der Modewelt von Los Angeles, trägt für uns einige ihrer ikonischen Stücke aus dem Laden.

Die Mode des Moments ist nicht neu – und doch sehr aktuell. Dafür gibt es eine Reihe von Gründen. In den vergangenen Jahren wurde über schon getragene Mode primär im Kontext von Preis und Nachhaltigkeit gesprochen. Outfits aus Secondhand-Stores sind oft erschwinglicher als Neuware. Sie setzen zudem der Umweltbelastung durch die Fast Fashion etwas entgegen.

Das Thrifting, also das Einkaufen in Vintage-Läden, ist besonders für jüngere Leute eine Form von ethisch vertretbarem Konsum. Die Generation Z macht laut dem Online-Versandhaus ThredUp rund 40 Prozent des 28 Milliarden Dollar schweren globalen Markts der Vintage-Käufer aus. Während es früher als verpönt galt,

Kleider mehrmals zu tragen, geht es heute eher darum, einen eigenen Stil herauszubilden. Das zieht sich durch, vom günstigen Band-T-Shirt bis hin zur edlen Abendrobe.

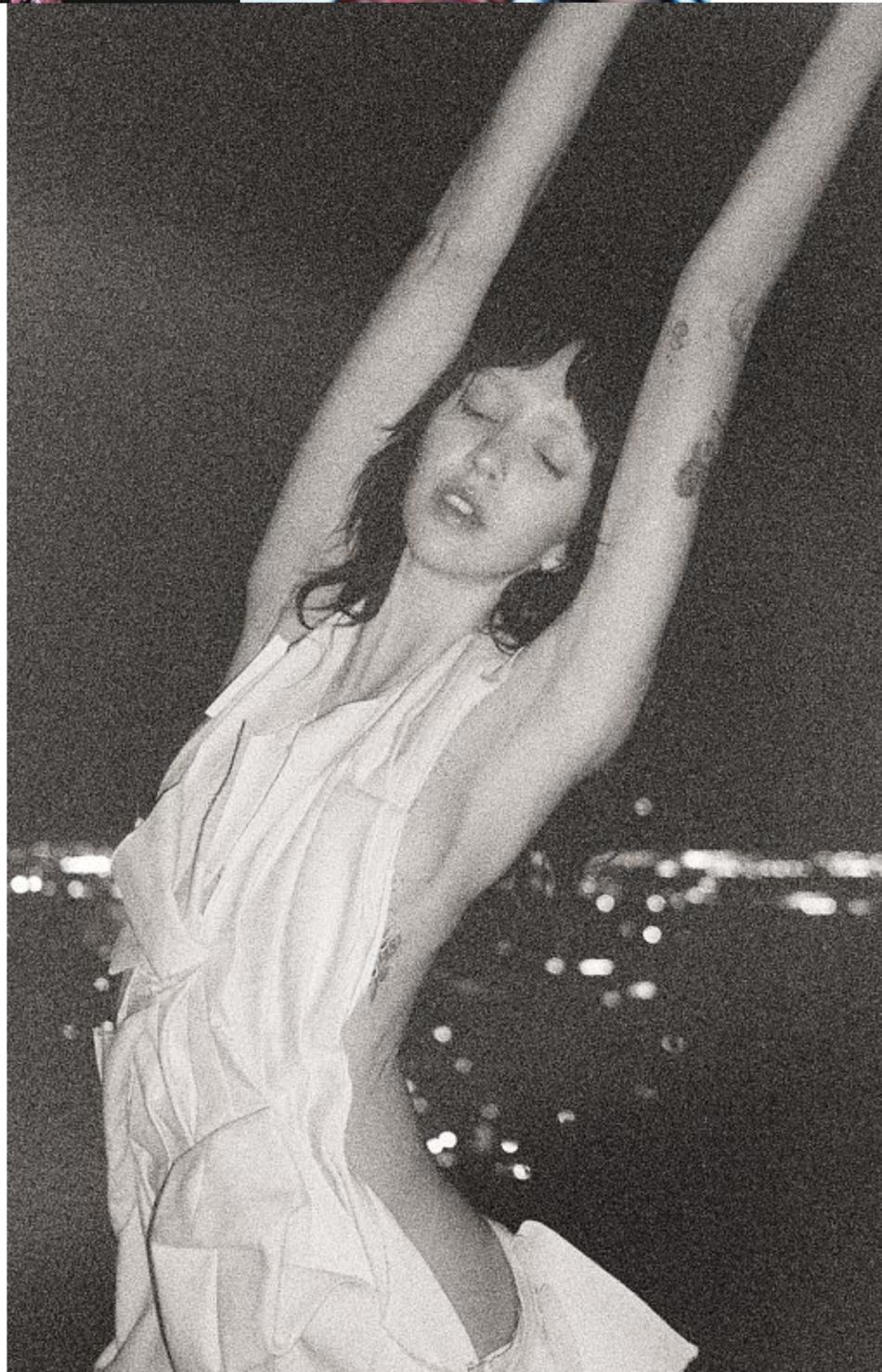
So sieht es auch Brynn Jones. „Vintage-Kleider zu tragen ist immer ein Ausdruck von Individualität“, sagt die Ladenbesitzerin, die sich, abgesehen von Basics, ausschließlich in Designerkreationen der vergangenen Dekaden blicken lässt. Dass Secondhand-Kleidung heute viel mit gutem Stil zu tun hat, liegt auch am Wahn rund um die It-Pieces der jeweiligen Saison. Kurze Schulmädchen-Röcke bei Miu Miu oder klobige Boots in poppigen Farben bei Bottega Veneta? Die Teile einer Saison identifizieren kann auch dank sozialer Medien heute jeder, der sich nur einen Hauch für Mode interessiert. Wer genügend Geld hat, kauft sich die Teile einfach – oder eine preisgünstigere Anlehnung.

Für Vintage-Kleidung hingegen muss man sich mit Mode und letztlich auch mit dem eigenen Geschmack auseinandersetzen. Dass es für den nicht reicht, mit dem passenden Kleingeld die richtigen Kaufentscheidungen zu





Von links oben: James: verziertes Bustier-Kleid in Mini-Länge von Blumarine; Grace: Korsett-Kleid mit Drachen-Motiv von Vivienne Westwood; Lily: dekonstruiertes rückenfreies Kleid aus schwerem Baumwollgewebe von Comme des Garçons, Frühjahr/Sommer 2013



Kennzeichnung als zertifizierte Marke: Manakas Frankfurt

Authentisch, natürlich, nachhaltig.  
Und jetzt voll transparent.



// Neue Designer-Kleider auf dem roten Teppich waren zuletzt sowieso nur noch ein gigantischer Marketing-Rummel. Auch deshalb passt Vintage-Mode heute sogar zu Hollywood. //



Nanor: schwarzes Cut-out-Kleid mit Medusa-Knöpfen und Leder-Kegel-BH von Gianni Versace, Herbst/Winter 1994, Seestern-Clip-Ohringe von Gianni Versace, Frühjahr/Sommer 1992

treffen, hat man mittlerweile sogar auf dem roten Teppich verstanden. Immer mehr Prominente lassen sich dort in Vintage-Kleidern ablichten. Zuletzt erregte Kim Kardashian großes Aufsehen – in einem Kleid, das einst Marilyn Monroe getragen hatte.

Brynn Jones stattete zuletzt etwa Amber Valetta für die Met Gala und Bella Hadid für die Prince's Trust Global Gala aus. Den Weg dorthin ebnete ihr der bislang vielleicht medienwirksamste Coup: Die Stylistin von Olivia Rodrigo lieh bei ihr ein rosafarbenes Vintage-Chanel-Kostüm aus, das der Popstar zu einem Termin im Weißen Haus trug. Die amerikanische Presse pries Rodrigos Outfit für genau die richtige Dosis Teenie-Idol mit politischem Auftrag und Vorbildfunktion.

Und noch etwas hat dazu beigetragen, Vintage-Mode hollywoodtauglich zu machen. Das Tragen von neuen Designer-Kleidern auf dem roten Teppich und ähnlichen offiziellen Events war zuletzt sowieso nur noch ein gigantischer Marketing-Rummel. Marken vergüteten Prominente teils fürstlich, damit sie ihre alten Entwürfe trugen – es ging und geht also nicht mehr um die Kleider, sondern primär um Geld.

Es geht in diesem Kontext auch nicht darum, die günstigsten Schnäppchen zu machen. Je kostspieliger und exklusiver die Nische, desto besser sieht man auch, wie sich der Luxusbegriff verschiebt: Die Kleider, die in Jones' Geschäft Aralda Vintage hängen, sind eben nicht irgendwelche Kleider, sondern Vivienne Westwood 1998, Gianni Versace 1992 oder Comme des Garçons 1997. Sich mit Geld alles kaufen zu können? Das ist passé. Luxus, das bedeutet heute auch: Wissen.

Brynn Jones, die nie eine Modeschule besuchte, hat sich dieses Wissen selbst angeeignet, „mit etlichen Büchern und gefühlten tausend Jahren im Internet“. Über ein Paar Schuhe und wer diese wann und wo trug, kann sie stundenlang fachsimpeln. Das kommt ihr heute zugute.

Sie selbst hat immer davon geträumt, in der Mode zu arbeiten. Jones ist in einer Familie von Mormonen aufgewachsen, „nah an der Kirche“. Als Kind freute sie sich stets auf die Sonntage, wenn sie zum Gottesdienst ihr liebstes Kleid trug, ein schwarzes Samtkleid mit großen Ärmeln und Pailletten. Nach der Schule lebte sie einige Jahre auf Hawaii, modelte dort nebenbei in einer Shopping Mall und kam so erstmals mit Designermode in Berührung. Das Modeln selbst mochte sie nie wirklich. „Aber so konnte ich Dior, Chanel, Versace tragen, all die Designer, die ich mir selbst nie hätte leisten können.“

Als sie 2006 nach Los Angeles zog, versuchte sie sich zunächst als Stylistin, doch das sei nichts für sie gewesen. Dann fragten immer mehr Freunde und Bekannte, ob sie nicht gegen Bezahlung für sie durch die Thrift Stores der Stadt ziehen könnte, weil sie auf ihren Streifzügen immer so tolle Stücke fand. 2017 eröffnete sie Aralda Vintage, seit 2019 befindet sich der Laden an seinem aktuellen Ort. Benannt hat sie die Boutique nach ihrem Großvater Aralda Jones, der in Eureka im Bundesstaat Utah in einem Trailer lebt und jeden Tag einen gestreiften Overall, ein Polo-Shirt und einen marineblauen Fischerhut trägt.

Bei Aralda Vintage hängen, anders als im Trailer des Großvaters, eklektische Roben, viel Glitzer und Pailletten, aber auch schlichere Blazer und Hosen. „Hier kann

eigentlich jeder etwas finden“, sagt Jones. Also: jeder mit dem nötigen Kleingeld. Nicht alle Stücke sind dabei verkäuflich. Jones ist eine Sammlerin, ihr modisches Archiv ist wesentlich größer als das, was sie bei Aralda Vintage ausstellt. Für Modeshootings oder für Red-Carpet-Events verleiht sie auch Stücke aus ihrer Sammlung.

Eine besondere Herausforderung sei dabei das Sizing, also die richtige Größe zu finden. „Nicht alle Kundinnen passen in die primär kleinen Größen, besonders Vintage-Mode aus den Vierziger- und Fünfzigerjahren ist einfach für kleinere Frauen gemacht.“ Auch Kim Kardashian rief viel Kritik hervor, als sie das Marilyn-Monroe-Kleid trug, weil sie das gute Stück angeblich beschädigt hatte. Später stellte das Privatmuseum, das ihr das Kleid geliehen hatte, klar, dass die Nähte schon vorher beschädigt gewesen seien. Abgesehen davon ist das Kleid ohnehin zeitlos – anders als das Frauenbild, das Kardashian verkörpert. So soll sie, um hineinzu passen, mehr als sieben Kilogramm abgenommen haben.

Für eine passionierte Sammlerin wie Jones ist die Vorstellung, seltene und kostbare Kleidung nach dem Verleihen beschädigt zurückzubekommen, jedenfalls ein Graus. Die Leidenschaft fürs Sammeln hat sie wohl von ihren Eltern geerbt, die professionelle Sammler antiker Möbel und Designgegenstände waren. „Unser Wohnzimmer glich einem Filmset aus den Zwanzigerjahren“, sagt sie. Ähnlich wie ihre Eltern findet sie Kleider auf spezialisierten Messen; vieles wird ihr auch von professionellen Händlern oder Privatpersonen angeboten. Und natürlich verbringt sie viel Zeit im Internet. Nur in anderen kuratierten Vintage-Läden würde sie nichts kaufen – weil sich die Marge dort nicht mehr lohne. Und weil sie selbst wisse, wie viel Herzblut in der Zusammenstellung einer Auswahl steckt. „Da käme ich mir wie eine Diebin vor.“

Lange hatte Jones die Regel, keine Kleider zu erwerben, die jünger sind als 20 Jahre. Mittlerweile sieht sie das nicht mehr so streng – was sicher auch daran liegt, dass Vintage-Mode heute nicht mehr zu „Vintage“ oder „alt“ aussehen soll; vielmehr ist eine zeitlose visuelle Sprache gefragt.

Das Sammeln von Mode sei mittlerweile für eine wachsende Zahl von Menschen auch eine Wertanlage, sagt Jones. „Vor einer Weile habe ich ein Chanel-Kleid erworben, dessen Wert sich innerhalb kürzester Zeit verdreifacht hat.“ Das erklärt auch, warum einem beim Blick auf einige

Preisschilder in ihrer Boutique die Augen übergehen. „Manche Menschen schütteln ungläubig den Kopf, wenn ein gebrauchtes Kleid mal eben 4000 Dollar kosten soll“, sagt sie. „Dass es dieses Kleid in dem Zustand kaum noch gibt auf der Welt, sehen sie dabei nicht. Die Annäherung an Vintage-Mode ist nicht zuletzt eine Frage des richtigen Mindsets.“

Ihr eigenes Mindset – und ihr Gespür für den richtigen Stoff – bringen Jones auch Aufträge ein, die über die Arbeit rund um Aralda Vintage hinausgehen. Für die zweite Staffel der populären Serie „Euphoria“ hat sie ein gesamtes Ankleidezimmer ausgestattet, in dem die Schauspielerin Alexa Demie in einer Szene in diverse Kleider schlüpfte. Im L.A.-Store von Marc Jacobs hat sie kürzlich eine Vintage-Ecke kuratiert. Für Jones, die schon immer ein Fan des Designers war, schloss sich damit ein Kreis.

Dass Designer in ihren Boutiquen zunehmend auch Vintage-Kleider verkaufen, ist immer öfter zu beobachten. Warum sollten sie sich das Geschäft mit den begehrten Vintage-Kleidern entgehen lassen? Einige Modelabels bleiben dabei ihrer eigenen Marke treu. Unter dem Motto „Valentino Vintage“ bietet zum Beispiel das italienische Modehaus seit verganginem Jahr auf Pop-up-Events eine kuratierte Selektion eigener Vintage-Kleidung an. Andere gehen noch einen Schritt weiter: So legte Dior 2018 die ikonische Saddle Bag aus den frühen Nullerjahren wieder auf – als Reaktion auf die auf Vintage-Plattformen explosionsartig gestiegenen Suchanfragen.

Mit den neuen alten Sachen verhält es sich dabei allerdings so, wie man es aus der Auto- oder der Möbelbranche kennt: Natürlich kann man sich einen brandneuen Porsche oder Eames Chair kaufen. Wer Wissen, Geschmack und Geld hat, greift aber vermutlich doch zum Jahrgangsliebhaberstück. ◀

**Fotos:** Eva Baales

**Styling:** Leonie Volk

**Text:** Celina Plag

**Haare/Make-up:** Jesika Miller

**Kreativdirektion und Produktion:** Leonie Volk, Celina Plag

**Styling-Assistenz:** Mariah Alcantar

**Talents:** Brynn, Grace, Nanor, Lily, Abby, Sara, James

VOR UNS DIE WELT

## SEIT JEHER UNSER KURS: MASSTÄBE SETZEN.

An Bord unserer kleinen Schiffe genießen Sie Freiraum in einem noch nie dagewesenen Maß, damit Sie noch sicherer reisen. Genießen Sie die vertraute Symbiose aus perfektem Luxus, individueller Entspannung und inspirierenden Momenten, wenn Sie den Horizont der Welt wieder zu Ihrem machen. Folgen Sie uns auf unserem Kurs: [www.hl-cruises.de/leinen-los](http://www.hl-cruises.de/leinen-los)

HIER GEHT ES ZU  
IHRER TRAUMREISE:



JETZT  
INFORMIEREN  
UND BUCHEN.



HAPAG <sup>18</sup>/<sub>91</sub> LLOYD  
CRUISES

# In ihren eigenen Schuhen

Von Alfons Kaiser

Wanda Ferragamo prägte jahrzehntlang die Marke ihres verstorbenen Manns. Eine Ausstellung in Florenz zeigt nun, wie sie sich emanzipierte.



Stefania Ricci hat viele Erinnerungen an Wanda Ferragamo. Als Leiterin des Ferragamo-Archivs hat sie jahrzehntlang mit der Patriarchin der Florentiner Modefamilie zusammengearbeitet. Wenn sie zurückdenkt, dann sieht sie die Witwe des Gründers Salvatore Ferragamo vor sich, wie sie noch mit 90 Jahren morgens in den Laden im Erdgeschoss der Firmenzentrale im Palazzo Spini Feroni kam, sich herunterbeugte und schräg über den Boden schaute. „So sah sie am besten, ob irgendwo Staub herumlag.“

Der Perfektionismus, der die alte Dame bis zu ihrem Tod am 18. Oktober 2018 im Alter von 96 Jahren umtrieb und antrieb – er hatte viele Gründe. Vor allem hatte er wohl damit zu tun, dass sie als noch recht junge Frau nach dem plötzlichen Tod ihres Manns im Jahr 1960 den Laden übernehmen musste. Genauer gesagt: die Läden, denn die Marke war damals schon weltbekannt. Sie zog also ihre sechs Kinder und wie nebenbei auch eine Luxusmarke groß.

Diese Frau war nicht von schlechten Eltern. Am 18. Dezember 1921 wurde sie in dem kleinen Ort Bonito bei Neapel geboren. Ihr Vater Fulvio war Arzt, ein strenger Mann, bescheiden, gläubig, hilfsbereit. Ihre Mutter Giovanna Pellegrino kümmerte sich um die Finanzen, liebte Musik und das Kochen. In ihrer Kindheit traf Wanda das Schicksal gleich doppelt. Beim Fußballspielen fiel ihr Bruder in einen Brunnen und kam ums Leben. Bald darauf starb ihre Mutter, die den Verlust nicht verkraftet hatte.

Dann wendete sich das Schicksal: Im Sommer 1940 lernte die Achtzehnjährige Salvatore Ferragamo

kennen. Und das kam so: Salvatore war 1898 als elftes von 14 Kindern armer Bauern in Bonito geboren worden. Schon im Alter von neun Jahren soll er sein erstes Paar Schuhe gefertigt haben, zur Firmung seiner Schwester. In Neapel ließ er sich ausbilden, und mit 16 Jahren zog er in die Vereinigten Staaten, nach Boston, wo einer seiner Brüder in einer Schuhfabrik arbeitete. Zusammen gingen sie nach Kalifornien. Dort eröffnete Salvatore Ferragamo Anfang der Zwanzigerjahre ein Schuhgeschäft. In Hollywood stattete er immer mehr Filmgrößen aus, von Greta Garbo bis Mary Pickford – und wurde mit Stars berühmt, bevor das *celebrity marketing* geboren war.

Auch seine vielen Experimente machten ihn bekannt. Dank einer Stahlfeder, die er zur Unterstützung des Bogens zwischen Sohle und Absatz einbaute, konnten Absatzschuhe zehenfrei bleiben. In den Dreißigern machte er den Keilabsatz zum Trend. Und der Schuh „Rainbow“ mit Korkabsatz und Wildlederbezug in allen Farben des Regenbogens, 1938 für Judy Garland geschaffen, gehört zu den schönsten Schuhen, die je erfunden wurden. Bis heute ist der ungemein moderne „Rainbow“ im Angebot, allerdings für schlappe 2500 Dollar.

1927 kehrte Salvatore Ferragamo nach Florenz zurück und machte dort weiter. Eines Tages bat Wandas Vater den weltbekannten Sohn der Gemeinde per Brief um eine Spende für ein Armenheim. Ferragamo schickte Geld, das Haus wurde gebaut, und er fuhr im September 1940 nach Kampanien, um es zu besichtigen. Der Dorfarzt war nicht zu Hause, seine Tochter Wanda öffnete die Tür: „Sie sind also der große Ferragamo?“ – „Ja!“ – „Gratulation für Ihren Beitrag zur Eleganz der Frauen!“ – „Ah, Sie kennen mich? Woher?“ – „Aus den Magazinen!“ Da hatte sie geflunkert, denn die Magazine kamen nicht bis nach Bonito, sie wusste das alles nur vom Dorftratsch. Auf Englisch sagte Salvatore Ferragamo zu seiner Schwester, die ihn begleitete: „Dieses Mädchen wird meine Frau sein!“ Überhaupt war er ein Mann von schnellen Entschlüssen: „Er wollte bald heiraten“, erzählte Wanda Ferragamo im Jahr 2006 der F.A.Z. „denn er hatte zu tun.“

Am 9. November 1940 heirateten die beiden in Neapel, die Flitterwochen fanden zu Hause in den Florentiner Hügeln statt, schnell kamen die Kinder, Fiamma (1941), Giovanna (1943), Ferruccio (1945), Fulvia (1950), Leonardo (1953) und Massimo (1958). Als Salvatore Ferragamo 1958 schwer erkrankte, gab Fiamma ihr Studium der Klassischen Philologie auf, um ihm im Geschäft zu helfen, Giovanna verließ die Schule und ging auf eine Modeschule, und Wanda Ferragamo bereitete sich auf alles vor. Ihr Mann starb am 7. August

1960. Wie Wanda Ferragamo das schaffte, Kinder und Firma? „Ich weiß es nicht“, sagte sie immer. „Ich glaube, dass fast alle problemlos ein Unternehmen leiten können, wenn sie in der Lage sind, einen Haushalt vernünftig zu führen.“

Sie hielt Kontakt zu Prominenten, erneuerte die Produktion, brachte 1961 das erste Parfum heraus (Gilio), ließ Seidentücher in Como bedrucken, diversifizierte die Produktpalette, brachte das Marketing auf Vordermann, veranstaltete Modenschauen und eröffnete neue Geschäfte. Für das Archiv, das sie gründete, holte sie Stefania Ricci. Im Museo Salvatore Ferragamo unter der Firmenzentrale hat Ricci nun alles zusammengetragen, was man über diese Frau – und ihre Zeitgenossinnen – wissen muss. „Die italienische Mode boomte, aber keiner gab den Frauen damals eine Stimme“, sagt Stefania Ricci. Auch das hat Wanda Ferragamo geändert.

„Women in Balance 1955/1965“: Museo Salvatore Ferragamo, Florenz, bis zum 18. April 2023

Wanda Ferragamo (oben im Jahr 2006) starb 2018. Auf dem Bild rechts von 1954 ist sie mit ihrem Mann Salvatore und Audrey Hepburn vor dem firmeneigenen Palazzo Spini in Florenz zu sehen. Auch Prinzessin Diana gehörte zu den Kundinnen. Ihr Dankesbrief (unten) wird in der Ausstellung gezeigt, die Archivistin Stefania Ricci (links) kuratiert hat.



Foto: Helmut Fricke (2), Alfons Kaiser, Archiv



Der neue Grecale Trofeo.  
Außergewöhnlich, jeden Tag



ENTDECKEN SIE DEN NEUEN MASERATI GRECALE TROFEO.  
DER STÄRKSTE GRECALE MIT 390 KW (530 PS) UND 285 KM/H SPITZE.

Grecale Trofeo Verbrauch (WLTP) in l/100 km: kombiniert 11,2; innerstädtisch 17,4; Stadtrand 11,6; Landstraße 9,3; Autobahn 10,3;  
CO<sub>2</sub>-Emission in g/km: kombiniert 254

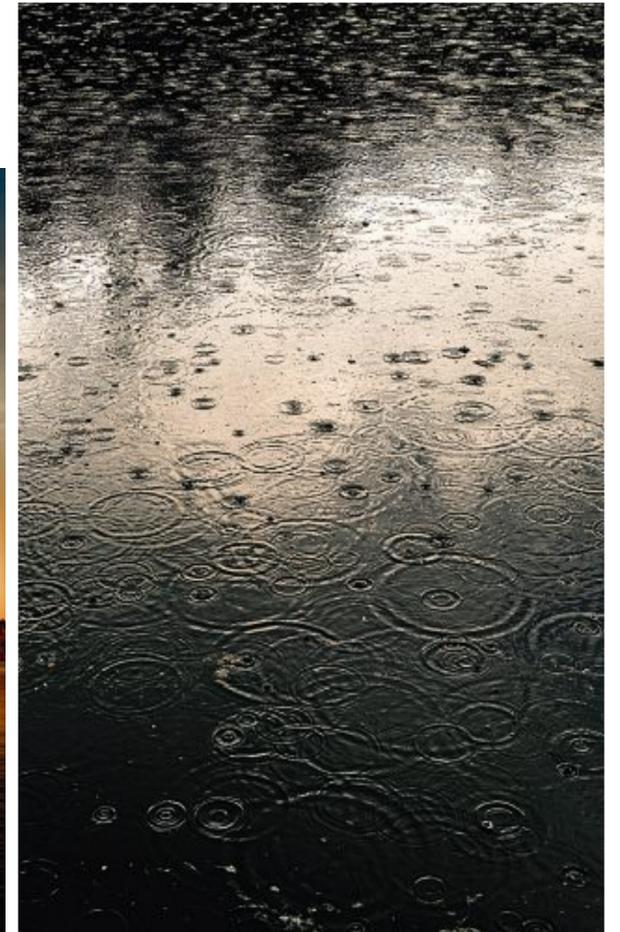
  
Maserati

# WIR SIND RAUS

Warum Naturerlebnisse unser Leben  
positiv beeinflussen – und für  
unsere Zukunft entscheidend sein können.

*Von Bernd Steinle*

*Fotos Maria Irl*



Bei den Ausflügen mit ihrer Familie in Bayern war Fotografin Maria Irl überrascht, dass auch ohne weite Wege so viel Natur zu finden war. Die Kinder haben danach gut geschlafen.

// „Die Natur liegt einem nicht zu Füßen, wenn man sich wichtigmacht. Sie ist, was sie ist. Wenn es kalt ist und regnet, ist es eben so. Das ist die letzte Realität, der man gegenübertritt, und das ist oft gut.“ //

S

„Sie brauchen Urlaub“, sagte Max. Max war Taxifahrer in Los Angeles, und an diesem Abend war am Flughafen eine Anwältin bei ihm ins Auto gestiegen. Sie stritten erst ein bisschen über die schnellste Route in die Innenstadt, Max setzte sich durch, und seither glitten sie nun durch das nächtliche Los Angeles, einsam und allein, als wären sie in ihrer eigenen Welt unterwegs. Sie redeten ein bisschen, schwiegen ein bisschen, und langsam entstand eine Vertrautheit, wie sie sich manchmal zwischen Fremden ergibt, die das Leben für ein paar Augenblicke zusammengeführt hat. „Mögen Sie, was Sie tun?“, fragte Max irgendwann. Ja, sagte die Anwältin, nach kurzem Zögern. Aber in der Nacht vor einem großen Prozess, erzählte sie, stürzten auch immer Zweifel und Ängste auf sie ein: dass sie verliert, als Blenderin durchschaut wird, dass die Beweise, die sie anführt, wertlos sind, ihre Argumente in sich zusammenstürzen, die Jury sie auslacht. Sie reiße sich dann wieder zusammen, feile an ihrem Statement, „und am Morgen, wenn es beginnt, ist alles wieder gut, so ist das immer bei mir“. Daraufhin Max: „Sie brauchen Urlaub.“ – „Wann haben Sie zuletzt Urlaub gemacht?“, entgegnete sie. „Ich? Die ganze Zeit. Jeden Tag. Ein Dutzend Mal am Tag.“ Max klappte die Sonnenblende runter, dahinter steckte ein Foto: eine winzige Südsee-Insel, ein paar Palmen, Sand, türkisgrünes Wasser. „Das ist meine Zuflucht. Wenn es ganz schlimm wird, gehe ich fünf Minuten lang da hin.“ Max nahm das Foto und reichte es nach hinten. „Nehmen Sie es. Sie brauchen es mehr als ich. Es hilft. Garantiert.“

Der Thriller „Collateral“ hat wenig mit Naturromantik und Südsee-Idylle zu tun – eher mit Auftragskillern und Drogenkartellen. Doch der Anfang des Films lebt von einem Effekt, der vielen vertraut erscheint: der Erfahrung, dass ein Naturerlebnis oder auch nur ein Foto, eine Erinnerung, dazu beitragen kann, uns über schwierige Situationen hinwegzuhelfen. Das klingt toll, besonders in einem Hollywood-Film, die Frage ist nur: Ist an dieser Erfahrung wirklich etwas dran? Ist sie mehr als ein Gefühl, mehr als naturbewegte Schwärmerei? Können sich Naturerlebnisse nachweislich auf unser Wohlbefinden auswirken, unser psychisches Befinden beeinflussen? Und im Umkehrschluss: Kann uns das Fehlen solcher Naturerlebnisse im schlimmsten Fall krank machen?

In den Achtzigerjahren untersuchte der Architekturprofessor Roger Ulrich die Krankenakten von 46 Patientinnen und Patienten in einem städtischen Krankenhaus im amerikanischen Bundesstaat Pennsylvania. Ihnen war zwischen 1972 und 1981 die Gallenblase entfernt worden. Ulrichs Ziel: Er wollte herausfinden, ob sich ein Krankenzimmer mit Blick ins Grüne, auf Bäume, anders auf die Erholung nach der Operation auswirken würde als ein Zimmer mit Blick auf eine Mauer. Die Zimmer waren will-

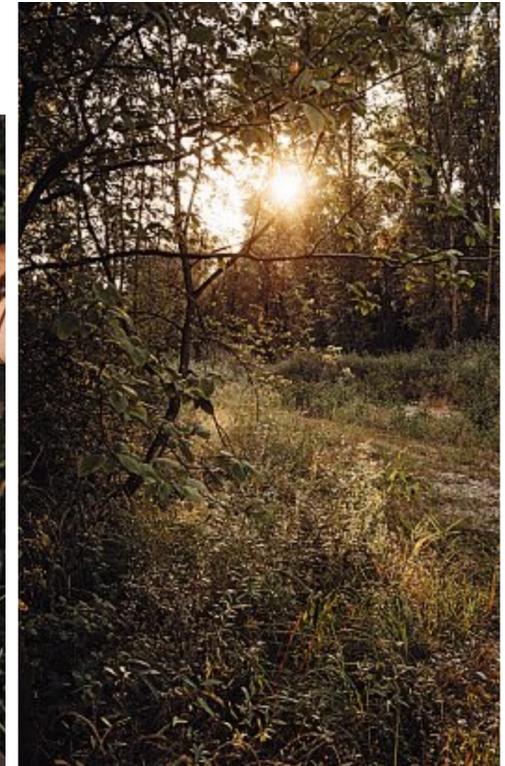
kürlich zugeteilt worden, Patienten, die gerne ins Grüne schauten, konnten sich nicht von vornherein ein Zimmer mit Baumblick wünschen. Ulrich war selbst als jugendlicher Nierenkrank gewesen, damals hatte ihm in der langen Zeit, in der er im Bett bleiben musste, der Blick aus dem Fenster auf eine Kiefer geholfen. Nun stellte er fest: Patienten mit Baumblick hatten kürzere Krankenhausaufenthalte, bekamen geringere Schmerzmitteldosen, hatten seltener postoperative Komplikationen.

Ulrichs Untersuchung ist eine von vielen, die Lucy Jones in ihrem Buch „Die Wurzeln des Glücks“ aufführt. Den Zusammenhang von Natur und Gesundheit sieht die britische Autorin in vielen Studien bestätigt: Menschen, die sich in der Natur aufhielten, fühlten sich mit größerer Wahrscheinlichkeit ruhig, zufrieden, entspannt; Bäume und Grünanlagen in der Nähe führten bei Anwohnern zu weniger Verschreibungen von Antidepressiva; Kinder und Jugendliche, die mehr Kontakt zur Natur hatten, wiesen in der späteren Jugend und als Erwachsene ein geringeres Risiko für depressive Symptome auf; Spaziergänge in der Natur konnten Symptome von Kindern mit Aufmerksamkeitsdefizitsyndrom (ADS) mildern; Kinder, die viel Zeit mit einem Haustier verbrachten, waren oft beliebter und weniger ängstlich als der Durchschnitt, zeigten mehr Empathie; Initiativen wie Wander- oder Surfprogramme halfen traumatisierten Veteranen, zurück ins Leben zu finden.

In den Neunzigerjahren untersuchten Wissenschaftler, wie sich Bäume auf das Leben der Menschen in einem Sozialwohnungskomplex in Chicago auswirkten. Sie fanden heraus: Bäume förderten das Sozialleben und die kognitive Leistungsfähigkeit, dämpften Aggressionen und mentale Erschöpfung. In einer Folgestudie werteten die Forscher Polizeiberichte aus einem anderen Sozialwohnungsareal in Chicago aus. Resultat: Je grüner es um eine Wohnung war, desto geringer die Kriminalitätsrate.

All diese Arbeiten kamen zu dem Schluss, dass der Kontakt, die Wahrnehmung, das Erleben von Natur die menschliche Psyche positiv beeinflussen kann. Trotzdem fehlen vielen Menschen heute für dieses Erleben Raum und Zeit. Lucy Jones hat das in ihrer eigenen Familie festgestellt: „Meine Großmutter war ein wandelndes Lexikon, was die Natur und ihre Funktionsweise betraf. Meine Eltern kannten sich mit Vögeln, Blumen und Pflanzen aus, sie kannten ihre Namen, ihre Zyklen und Verhaltensweisen. Ich wusste ein wenig, vielleicht fünf bis zehn Prozent von dem, was sie wussten.“ Was sie nun umtrieb, war die Frage: Wie eng würde die Verbindung zur Natur bei ihrer eigenen Tochter ausfallen? Und bei deren Kindern?

2005 erregte der amerikanische Autor Richard Louv mit dem Werk „Last Child in the Woods“ Aufsehen. Darin bündelte er, unterfüttert mit einer Fülle von Daten, Statistiken und Untersuchungen, die negativen Auswirkungen



Kinder suchen die Erfahrungen, die ihnen draußen geboten werden. Nur finden viele von ihnen heute keinen Zugang mehr dazu.

fehlender Berührungspunkte des Menschen mit der Natur in der Formel der „nature deficit disorder“ – der „Naturdefizitstörung“. Naturentfremdung könne zu einer Zunahme von körperlichen und geistigen Krankheiten führen, zu Konzentrationsschwierigkeiten, zum Verkümmern von Kreativität und sinnlichen Wahrnehmungen. Die Folgen davon können über den Einzelfall weit hinaus reichen. Wer für die Vielfalt der Natur keinen Sinn mehr hat, erkennt schwerer die Notwendigkeit, diese Vielfalt zu schützen und zu erhalten. Wer Tiere, Pflanzen, Landschaften nicht selbst erlebt hat, entwickelt seltener ein starkes Interesse daran, sich persönlich für sie einzusetzen.

Lucy Jones führt in ihrem Buch den kanadischen Ökopsychologen John Scull an, der ausgerechnet hat: „In Nordamerika hat man bis zum 18. Lebensjahr 12.000 Stunden im Klassenzimmer verbracht. Das sind 12.000 Stunden in einem viereckigen Raum, getrennt von der Natur, und ich glaube, das braucht es auch, um eine industrialisierte Gesellschaft zu erschaffen.“ Studien zeigten schon vor Corona, dass die Menschen in westlichen Gesellschaften 22 Stunden täglich in geschlossenen Räumen verbringen. Dabei haben gerade in der Pandemie viele erfahren, wie wichtig es sein kann, die Natur nicht nur als Bildschirm-Hintergrund wahrzunehmen oder als Quelle für Metaphern wie Web, Streaming, Surfen. Wie Zeit im Wald oder im Park den Blick weiten, die Balance zurückbringen kann.

„Es gibt eine Menge Daten, die den positiven Einfluss der Natur auf den Menschen bestätigen“, sagt Maximilian Moser. Der Professor an der Medizinischen Universität Graz und Leiter des Instituts für Gesundheitstechnologie und Präventionsforschung hat diesen Einfluss selbst schon dargelegt, etwa bei der Frage, wie sich Zirbenbetten auf die Schlafqualität auswirken können: „Die Herzfrequenz wird gesenkt, die Aktivität des Vagus-Nervs steigt an, der für Entspannung und Erholung wichtig ist und verhindern kann, dass sich Entzündungen im Körper ausbreiten.“ In Japan hätten Messungen ergeben, dass Menschen das Anfassen von Holzoberflächen im Vergleich zu Kunststoffen, Fliesen oder Metallen als weit angenehmer empfänden. Lucy Jones erwähnt eine japanische Studie, in der festgestellt wurde, dass der Geruch von Zedernholz das parasympathische Nervensystem anregte, was zu verlangsamttem Puls und körperlicher Entspannung führte.

Japan ist auch Ausgangspunkt des Shinrin Yoku, zu deutsch: „im Wald baden“. Der Begriff entstand in den Achtzigerjahren, im Zuge einer Kampagne der japanischen Behörden, die Menschen zu mehr Aufenthalt in der Natur ermunterte. Das Ziel: Stressabbau, Stimmungsaufhellung, Stärkung von Gesundheit und Achtsamkeit. Tatsächlich sind diese Effekte bis heute oft beschrieben und teils physiologisch begründet worden. Das „Waldbaden“ ist inzwischen Bestandteil des japanischen Gesundheitssystems, Ärzte verschreiben mehrtägige Aufenthalte. Obwohl es gerne belächelt wird, gehen längst auch andere Länder diesen Weg, wie Südkorea, die Vereinigten Staaten. In Kanada gibt es seit Kurzem „Park Prescriptions“, bei denen Ärzte gegen zu viel Stress oder depressive Störungen statt Medikamenten Aufenthalte in einem nahen Nationalpark verschreiben können. Wer eine solche Verschreibung vorlegt, hat Anspruch auf freien Eintritt in die Parks.

Moser empfiehlt in seinem Buch „Waldeskind“ auch Holz als Baumaterial, besonders im Schul-, Kindergarten- und Krankenhausbau. „Unsere Medizin in Europa ist stark auf Krankheit ausgerichtet, pathogenetisch orientiert“, sagt Moser – also auf die Entstehung und Entwicklung von Krankheiten fokussiert. „Wenn wir unser Gesundheitssystem nicht an die Wand fahren wollen, brauchen wir aber eine gesundheitsorientierte Medizin. Eine Medizin, die nach Faktoren schaut, die gesund machend sind, nicht vor allem auf Therapeuten, die schon Kranke wieder gesund oder weniger krank machen. Und da ist die Natur eine der ganz großen Quellen.“ Der Körper sei nicht für die Technik entworfen, sondern für die Natur. In der modernen Gesellschaft werde das oft ignoriert. „Man sieht das schon in der sprachlichen Begrifflichkeit“, sagt Moser. „Wir ‚bedienen‘ Maschinen. Das sagt viel über unsere Haltung zur technischen Welt aus. Das muss sich ändern.“

Besonders gilt das für diejenigen, die dieses Bewusstsein weitertragen: Kinder. Wie es mit der Beziehung von Kindern und Jugendlichen zur Natur aussieht, dieser Frage geht seit dem Ende der Neunzigerjahre auf Initiative von Wissenschaftlern und Pädagogen der Jugendreport Natur nach. In mittlerweile acht Erhebungen wurden 15.000 Jugendlichen zwischen zwölf und 15 Jahren wechselnde Fragebögen vorgelegt. Hubert Koll hat an den vergangenen

drei Ausgaben des Reports mitgearbeitet. Der Trend, der sich dabei zeigte, sei eindeutig: „Es gibt weniger Naturerleben und weniger Wissen über die Natur, weniger Zugang zur Natur und weniger Verständnis für natürliche Zusammenhänge“, sagt Koll. Der Jugendreport 2021 ergab, dass nur ein Drittel der Befragten die Himmelsrichtung des Sonnenaufgangs nennen konnte. Der Anteil der Befragten, der angab, das nicht zu wissen, verdreifachte sich seit 2010. Den Monat des spätesten Sonnenuntergangs kannten nur 18 Prozent. Und nur ein Drittel der Befragten konnte die Namen von drei Getreidearten nennen. Viele Befragte hielten die Bezeichnung „Vollkorn“ für eine Getreideart.

„Es fehlt oft an originären Naturerfahrungen wie etwa am Lagerfeuer zu sitzen“, sagt Koll. „Viele scheuen sich, einen Käfer über die Hand laufen zu lassen, weil sie Angst davor haben, dass das Tier stechen oder beißen könnte.“ Den Kindern fehlten Orte, an denen sie solche Erfahrungen machen könnten, Möglichkeiten, unkontrolliert von Erwachsenen in ungeordneten natürlichen Freiräumen ein Interesse für Tiere und Pflanzen zu entwickeln – gerade in Städten. Dort werden ungenutzte Naturflächen, die Anreiz zum Spielen böten, zunehmend rar. Und es mangelt häufig an Zeit, um zwischen Ganztagschule, digitalen Angeboten und anderen Hobbys einfach durch Wälder, Parks oder Wiesen zu streifen, um Gerüchen,



Geräuschen oder Gefühlen nachzuspüren. Um Raupen oder Schmetterlinge zu beobachten, mehr über Insekten zu erfahren oder per Pflanzenbestimmungs-App zu lernen, ob man ein Gewächs gefahrlos anfassen kann.

Woran es nicht fehlt, ist das Interesse von Kindern an Naturerfahrungen. „Wenn ich frage, würdest du gerne paddeln gehen, draußen übernachten oder Rehe in freier Wildbahn beobachten, dann steigen die Werte im Vergleich zum vorherigen Jugendreport“, sagt Koll. „Die Frage ist nur: Wie finden die Kinder Zugang dazu?“ Viele Kinder wären gerne draußen aktiv, wüssten aber nicht, wie sie es angehen sollten. Deshalb seien alle gefragt, attraktive und spannende Angebote zu schaffen für Naturerlebnisse: Eltern, Lehrkräfte, Vereine, Verbände, Städte. Ob der Trend aber überhaupt noch umkehrbar ist, angesichts der zunehmenden Verstädterung, das bezweifelt auch Koll. „Trotzdem sollten wir jede kleine Chance dafür ergreifen. Jede Minute draußen ist aus meiner Sicht ein Gewinn.“

Andreas Weber hat im Sommer 2010 die Titelgeschichte „Lasst sie raus!“ für die Zeitschrift „GEO“ geschrieben. Sie drehte sich um die Bedeutung ungezügelter Spielfelds im Freien für Kinder, das zu verschwinden drohe. Um die Nähe zu Pflanzen und Tieren, die Empathie, Fantasie, Kreativität, Lebensfreude fördere. Der Text rief damals so viele Reaktionen der Leser hervor, dass die Redaktion ein eigenes Forum einrichtete – Weber traf einen Nerv. Kurz danach erschien sein Buch „Mehr Matsch!“, 2016 folgte die Neuauflage „Natur tut gut“. Darin warnte Weber davor, im Naturerleben nur einen weiteren Aspekt individueller Optimierungsbestrebungen zu sehen, neben Fechten, Geige spielen, Chinesisch lernen. „Wir erleben derzeit einen beispiellosen

Rückzug der Kinder aus der Welt“, schrieb er. Das Gefühl der Zugehörigkeit zur belebten Welt gehe verloren, der ursprüngliche Hunger der Kinder nach Natur laufe ins Leere, abstraktes Lernen ersetze direkte Anschauung. Das Bemühen, Kinder zu behüten, Risiken in der Freizeit auszuschließen, führe zu „Erlebnissen im Vollkasko-Modus“. Die Öffnung der Sinne, über Sehen und Hören hinaus, die Erfahrung von Wildnis, einer komplexen natürlichen Welt als Gegensatz zur von Menschen geschaffenen Ordnung, bleibe auf der Strecke. „Kinder verkümmern, wenn man ihnen die Natur nimmt“, schrieb Weber. Und: „So verarmt auch die Gesellschaft.“ Er schloss mit Dutzenden Ideen für Eltern und Lehrer, um die Entwicklung zu verändern.

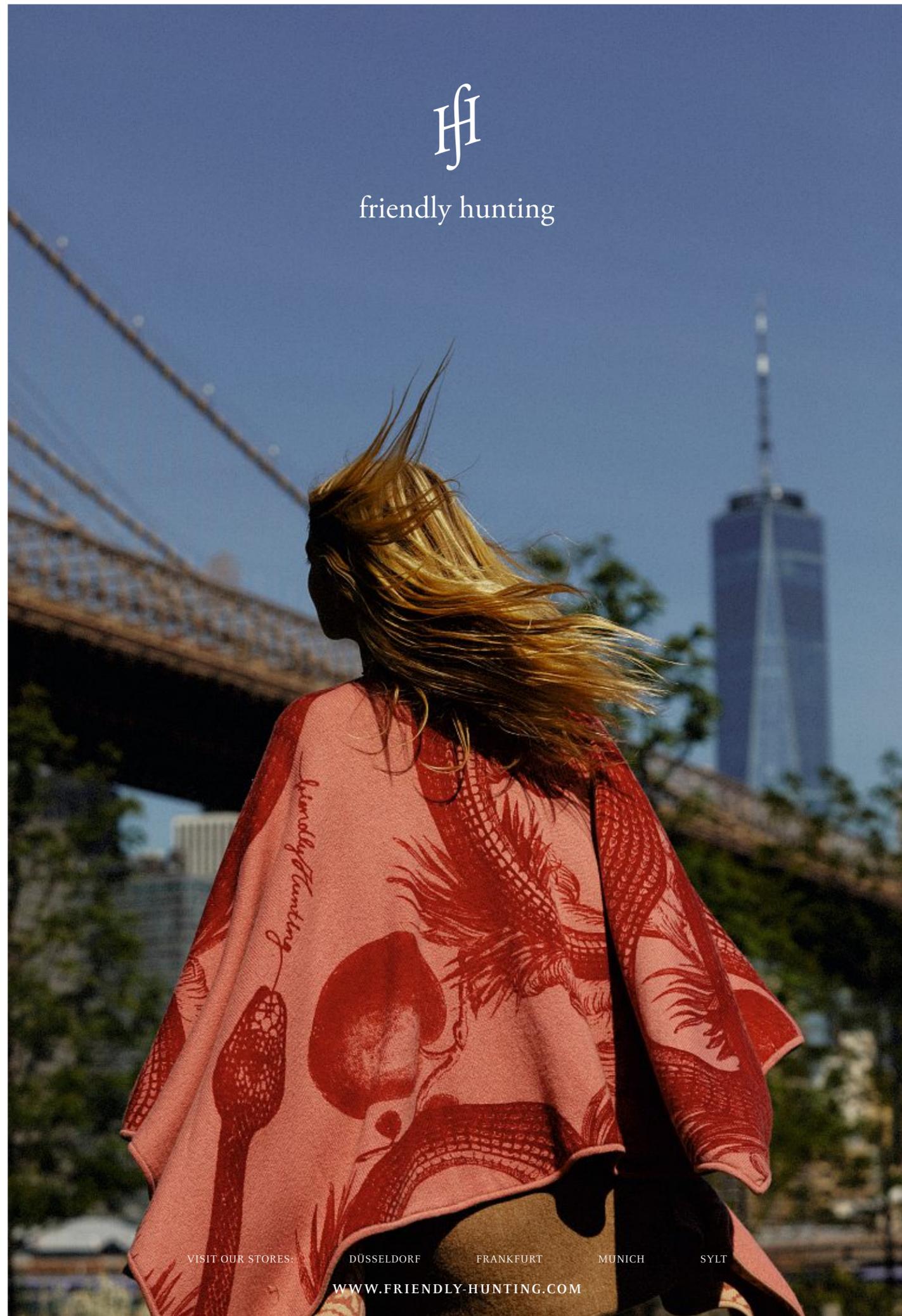
Und heute? „Viele Eltern sind inzwischen sensibilisiert“, sagt Weber. „Aber die grundsätzliche Situation hat sich nicht wirklich verändert. Sie hat sich eher verschärft.“ Nicht zuletzt durch die Verbreitung von Smartphones. Auch die spürbaren Folgen des Klimawandels haben die Lage weiter zugespitzt. „Die Krise des Lebens ist heute Gegenwart, nicht mehr Zukunft“, sagt Weber. „Das kriegen Kinder natürlich mit.“

Weber hält Naturerlebnisse daher auch mit Blick auf die Zukunft der Gesellschaft für unentbehrlich. „Die Erfahrung der Interaktion, des Entdeckens, des In-Verbindung-Tretens mit nichtmenschlichen Wesen verschwindet heute ein bisschen von der Bildfläche. Viele Menschen können diese Erfahrung immer seltener machen“, sagt er. „Es gibt weniger Begegnungsräume, in denen klar wird, dass wir nicht alleine leben, und dass es gut ist, dass wir nicht alleine leben.“ Schon unsere Verwendung des Begriffs „Natur“ lege nahe, dass es sich um etwas handle, das in Opposition zu uns stehe. „Das ist irgendwie da draußen, davon haben wir mehr oder weniger, es ist eine Ressource, aber nicht etwas, mit dem wir in eine Beziehung auf gleicher Ebene treten wie mit anderen Menschen.“ Dieses Bewusstsein des Eingebundenseins gelte es zu stärken, „die Idee, dass wir nicht Designer dieser Erde sind, sondern sie mit anderen teilen, indem wir ihnen erlauben, einen eigenen Platz einzunehmen“. Etwa indem Gartenbesitzer ein Zehntel des Platzes Insekten überlassen.

Anne Hanschke, Artenschutz-Expertin des World Wide Fund For Nature, drückte diese Verbindung unlängst aus Anlass der Vorstellung der Roten Liste der Weltnaturschutzunion (laut der gut 41.000 Arten als bedroht gelten) so aus: „Man muss sich dieses System wie einen Turm aus Bauklötzen vorstellen – jeder Stein ist eine Tier- oder Pflanzenart. Nur wenn dieser Turm des Lebens stehen bleibt, können wir Menschen gesund und sicher leben. Aber je mehr Steine aus dem Turm herausgeschlagen werden, sprich je mehr Arten aussterben, umso instabiler wird er.“

Ein Hinweis ist Weber noch wichtig. „Wir sollten als Gesellschaft ein Bewusstsein dafür entwickeln, dass wir in entscheidende, verantwortungsvolle Positionen aufgrund unserer Auswahlkriterien oft Narzissten hieven, die keine guten Entscheidungen treffen, weil sie aus ihrem narzisstischen Bedürfnis heraus handeln“, sagt er. Anders als in früheren Kulturen gebe es keine Mechanismen mehr, die zu verhindern suchten, dass jemand, der stark von sich selbst eingenommen ist, besondere Verantwortung bekommt. „Mit der Natur in eine Gegenseitigkeit zu treten, ist ein echtes Narzissmus-Gegenmittel. Die Natur liegt einem nicht zu Füßen, wenn man sich wichtigmacht. Sie ist, was sie ist. Wenn es kalt ist und regnet, ist es eben so. Das ist die letzte Realität, der man gegenübertritt, und das ist oft gut. Weil es eine Ebene der Wirklichkeit gibt, die ist, wie sie ist. Die nicht zu ändern ist, durch niemanden.“

Der Einfluss der Natur auf unser Befinden ist im Grunde eine uralte Erfahrung. Die moderne Wissenschaft hat diesen Zusammenhang untersucht und bestätigt, in Zahlen und Daten festgehalten. Niedergeschrieben war er aber auch davor schon – in der Literatur etwa. In Herman Melvilles Roman „Moby-Dick“, 1851 erstmals veröffentlicht, taucht diese Erfahrung schon auf der ersten Seite auf: „Immer wenn ich merke“, so der Erzähler, „dass ich um den Mund herum grimmig werde, immer wenn in meiner Seele nasser, niesiger November herrscht; immer wenn ich merke, dass ich vor Sarglagern stehenbleibe und jedem Leichenzug hinterhertröte, der mir begegnet; und besonders immer dann, wenn meine schwarze Galle so sehr überhandnimmt, dass nur starke moralische Grundsätze mich davon abhalten können, mit Vorsatz auf die Straße zu treten und den Leuten mit Bedacht die Hüte vom Kopf zu hauen – dann ist es höchste Zeit für mich, sobald ich kann auf See zu kommen.“ Oder in den Wald. Oder in die Berge. Oder in Gedanken auf eine winzige Südsee-Insel. ◀



HF

friendly hunting

# Schwer entflammt

Von Claus Eckert (Text und Fotos)

Wenn schon Hitze, dann dafür: Flammkuchen ist schneller zubereitet, als man denkt. Und er lässt Raum für viele Varianten.



Sie essen in einer Straußwirtschaft zum Glas Wein genauso gerne Flammkuchen wie ich? Dann sollten Sie auch zu Hause nicht darauf verzichten. Er ist schneller zubereitet, als Sie denken – der Erste ist schon bereit für den Ofen, bevor der die gewünschte Betriebstemperatur erreicht hat.

„Erfinden“ wurde er im Südwesten Deutschlands (alemannisch „Flammekueche“) und in den angrenzenden französischen Regionen („tarte flambée“), alles weinreiche Gegenden. Da Energie früher schon kostbar war, nutzte man die große Hitze beim Einheizen der Bäckerei- oder Dorfbacköfen – wenn das Holz noch Flammen schlägt – zum Zubereiten der schlichten, aber leckeren Fladen. Dabei waren sie eine Art Thermostat: Wurden sie zu schnell dunkel, wartete man noch mit dem Brotbacken; dauerte es zu lange, musste noch eingehitzt werden. Auch die Resthitze der Öfen wurde genutzt, so entstanden Schmorgewichte wie der „Baeckeoffe“. Den sollten Sie auch einmal ausprobieren. Oder Sie nutzen die Resthitze des Ofens für einen Blechkuchen oder ein paar geschmorte Hähnchenkeulen.

Der Flammkuchen möchte, wie eine Pizza, am liebsten im Holzbackofen bei rund 350 Grad zubereitet werden. Aber wer hat den schon?



Schalten Sie daher Ihren Elektroofen auf volle Leistung bei Ober- und Unterhitze, und verwenden Sie einen Pizzastein, der die Temperatur, die immerhin auch 250 bis 280 Grad erreichen dürfte, speichert und auch hält, wenn Sie die Ofentür kurz öffnen. Alternativ verwenden Sie das massivste Backblech als Hitzespeicher und schieben es mit der Rückseite nach oben in den Ofen. Dann müssen Sie beim Reingeben und Rausholen nicht mit dem Rand des Blechs kämpfen. Mit der Hitze von unten soll zugleich die Feuchtigkeit aus dem Teig entweichen, damit er knusprig wird.

Es gibt verschiedene Teigzubereitungen, etwa mit Hefe oder Eigelb. Wir bleiben bei der Schlichtesten: Verkneten Sie mit einer Küchenmaschine 220g (gesiebtes) Mehl, vier EL Pflanzenöl, 150 ml warmes Wasser und einen ½ TL Salz zu einem glatten Teig, den Sie am Ende mit den Händen ein wenig bearbeiten und zu einer Kugel formen. Sie können ihn gleich weiterverarbeiten oder in Klarsichtfolie an einem kühlem Ort ruhen lassen. Der Teig wird sich so leichter ausrollen lassen und sich nicht zusammenziehen.

Vierteln Sie die Kugel, bemehlen Sie Arbeitsfläche und Teig. Rollen Sie mit dem Nudelholz einen zwei Millimeter dicken runden oder ovalen Fladen aus. Die Form spielt keine Rolle, Unregelmäßigkeiten geben einen rustikalen Touch. Beim Ausrollen immer wieder mit Mehl bestäuben und auch mal drehen und wenden. Zum Belegen geben Sie den Fladen auf eine Holzschaukel (meistens im Zubehör eines Pizzasteins) oder auf Backpapier, sonst bekommen Sie ihn nicht heil in den Ofen.

Nun zum Belag. Hier zuerst der Klassiker und nach meinem Geschmack der Beste: Streichen Sie gut 50g fetten Rahm, Schmand oder Crème fraîche knapp bis zum Rand auf den Teig. Fettärmere Alternativen werden schnell bröselig und verbrennen leicht. Verteilen Sie fein geschnittene rote Zwiebelringe darauf, und streuen Sie 30 bis 50g in feine Streifen geschnittenen geräucherten,

durchwachsenen Speck darüber (Schwarzwälder hat eine besonders schöne Räuchernote). Alles sollte schön flach liegen, nicht auftürmen. Dann mit der Holzschaukel oder auf dem Backpapier rasch ins heiße Rohr.

Jetzt aber nicht zurücklehnen, denn nun geht es schnell! In drei bis fünf Minuten sollte der Flammkuchen fertig sein, der Speck leicht kross, der Rahm wirft Bläschen, und die Ränder sind schön braun. Raus damit, und möglichst schnell den Nächsten hinein. Mit frischen Schnittlauchröllchen oder Frühlingzwiebeln garnieren.

Zurecht ist auch diese Version beliebt, sie ist vegetarisch: Legen Sie auf den Rahm feine Birnenscheiben und etwa fünf Millimeter dicke Scheiben einer Ziegenkäserolle. Streuen Sie die Blättchen eines Thymianzweiges darüber, und verteilen Sie einen EL Honig in Fäden kreuz und quer.

Und noch eine weitere rustikale Variante, für die Sie den Teig auch mit Olivenöl herstellen können: Schneiden Sie Mangoldblätter in Streifen, die Stiele in Würfelchen, und dünsten Sie beides leicht in etwas Fett in der Pfanne an, sonst würde es beim Backen verbrennen. Belegen Sie den Schmand mit dem Gemüse, bröseln Sie das Brät einer italienischen Salsiccia darüber, und streuen Sie Pinienkerne darauf. Nach dem Backen kräftig pfeffern.

Oder belegen Sie den Flammkuchen mit dünnen Zucchinischnitten (zuvor mit einem Pinsel einen Tropfen Olivenöl und etwas Salz darauf), halbierten Garnelen und Dill.

Sollten Kinder in der Nähe sein, begeistern Sie sie mit einem Belag aus Bananenscheiben, gehackten Nüssen und Nuss-Nougat-Creme. ◀

Ganz nach Geschmack: Flammkuchen in klassischer Form mit Zwiebeln und Speck und in einer Variante mit Zucchini, halbierten Garnelen und Dill (oben links)



Für jedes Alter: oben Flammkuchen mit Birne, Ziegenkäse, Honig und Thymian, unten links mit Tomate, Rucola und Parmaschinken sowie als süße Variante mit Banane, Nüssen und Nuss-Nougat-Creme

## ZUTATEN

(ergibt vier kleine Portionen):

Für den Teig:

220g Mehl

4 EL Öl

½ TL feines Salz

150ml Wasser

Für den klassischen Belag:

250g Crème fraîche, Rahm oder Schmand (keine fettreduzierten Produkte)

150g geräucherter, durchwachsener Speck

1 große rote Zwiebel

Schnittlauch zum Garnieren

Für die anderen Beläge nach Gusto:

– Birne, Ziegenkäse, Honig, Thymian

– Mangold, Salsiccia, Pinienkerne

– Zucchini, Meeresfrüchte, Dill

– Banane, Nüsse oder Krokant,

Nuss-Nougat-Creme

# T



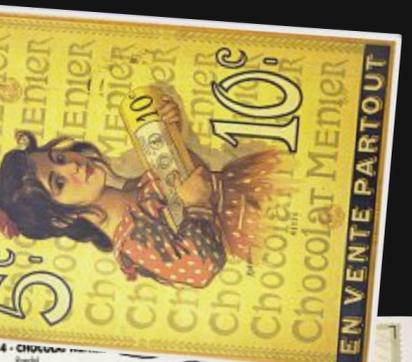
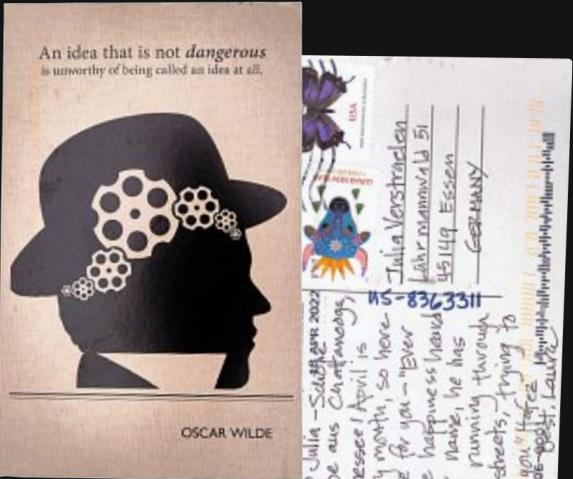
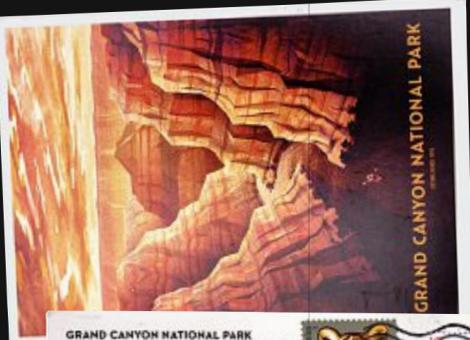
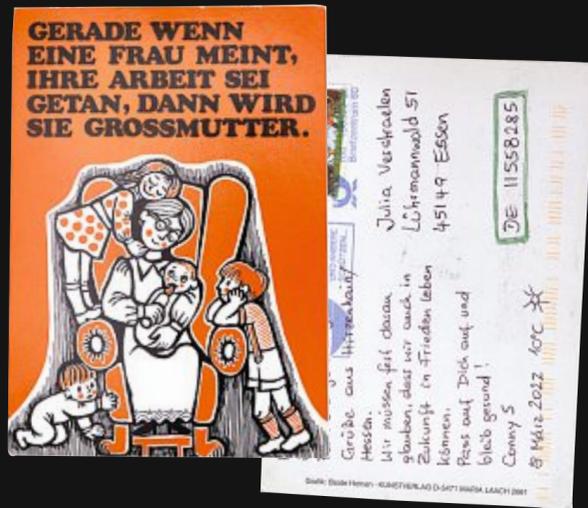
## Hochton, Tiefton, Feuilleton

Heinz Strunk x POWER HIFI

Der Schriftsteller Heinz Strunk kennt sich aus mit Höhen und Tiefen. Und weiß sie pointiert zu inszenieren. Die POWER HIFI brilliert mit ihrem eindrucksvollen, extrem lauten, aber klar definierten Sound auch in den Zwischentönen. Finde deinen Sound auf: [teufel.de](https://teufel.de)

# Follow Your Sound

Teufel



# Grüße aus der Ferne

Von Julia Verstraelen

Wer verschickt heute noch Karten? Na, ich! Beim Postcrossing bekommt man nette Worte aus aller Welt. Und schreibt zurück.

Und wieder eine Überraschung, als ich nach Hause komme. Im Briefkasten liegt eine Postkarte aus China, der Absender ist mir unbekannt. Ich wusste nicht, wann sie kommt oder woher, nur dass mich irgendwann eine neue Karte erreichen wird. Jetzt ist sie da, und ich freue mich.

Postcrossing – mein neues Hobby. Das Prinzip ist einfach: Nach der Anmeldung auf der Website kann man dort eine Adresse erbitten, an die man eine Postkarte schickt. Die Adresse gehört zu einem anderen Mitglied irgendwo auf der Welt, das zufällig ausgewählt wurde. Das System achtet bei der Auswahl nur auf dieselben Sprachkenntnisse. Ganz nach dem Motto „quid pro quo“ bekommt man selbst eine Karte für jede, die man verschickt. Damit das auch funktioniert, wird bei der Adressausgabe eine Kennnummer vergeben, die mit auf die Karte geschrieben wird. Wenn der Empfänger diese online eingibt, gilt das Verschicken der Karte als bestätigt.

Vor dem Gang zum Briefkasten ist das Profil der ausgewählten Person meist aufschlussreich: Alter, Herkunft, persönliche Infos sowie eventuelle Wünsche bezüglich des Kartenmotivs und -inhalts können da festgehalten werden. Ich habe dort schon alles Mögliche gesehen: detaillierte Motivwünsche eifriger Kartensammler, begieriges Interesse an anderen Menschen und Kulturen sowie zufällige Ideen wie „Schreibt mir euren liebsten Song, ich möchte ihn mir unbedingt anhören!“ Ein Japaner schrieb dort einmal, dass er nur wenig von der Welt sehen kann, weil er so wenig Urlaub hat. Deshalb nutze er Postcrossing: um über die Karten die Welt zu entdecken und möglichst viele verschiedene Orte kennenzulernen.

Postcrossing ist ein besonderes Hobby. Ich werde oft etwas irritiert angesehen, wenn ich davon erzähle. Die Leute fragen dann: „Schreibt man heutzutage denn überhaupt noch Postkarten?“ Schon, aber längst nicht mehr so häufig wie früher. Die Sendungsmenge von Postkarten ist, ähnlich wie bei Briefen, seit vielen Jahren rückläufig. „Belief sich die Zahl im Jahr 2015 noch auf 210 Millionen, so waren es 2020 nur noch 120 Millionen Postkarten, die die Deutsche Post befördert hat“, sagt Pressesprecher Alexander Edenhofer. Dennoch seien Postkarten weiter beliebt: „Einfach, weil die Postkarte immer noch ein nachhaltigerer Gruß ist als eine flüchtige digitale Nachricht. Eine schöne Postkarte

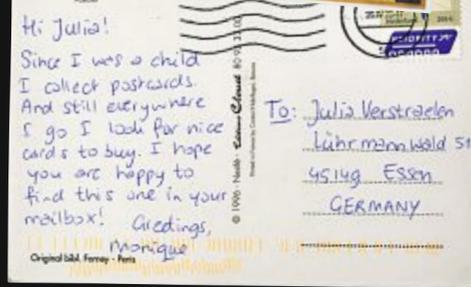
heften Sie eher an den Kühlschrank und bewahren Sie länger auf als zum Beispiel eine Whatsapp oder eine E-Mail.“

Das klingt sehr optimistisch. Auf mich trifft es aber zu. Viele der Karten, die ich in den vergangenen zwei Jahren bekommen habe, habe ich in meiner Wohnung aufgestellt oder aufgehängt. Am Kühlschrank, über dem Schreibtisch, am Spiegel: Überall lächeln mich die lieben Grüße aus aller Welt an. Viele davon haben mich wirklich berührt. Schon allein, weil man ihnen die Mühe ansieht, die viele der Schreiber in sie gesteckt haben.

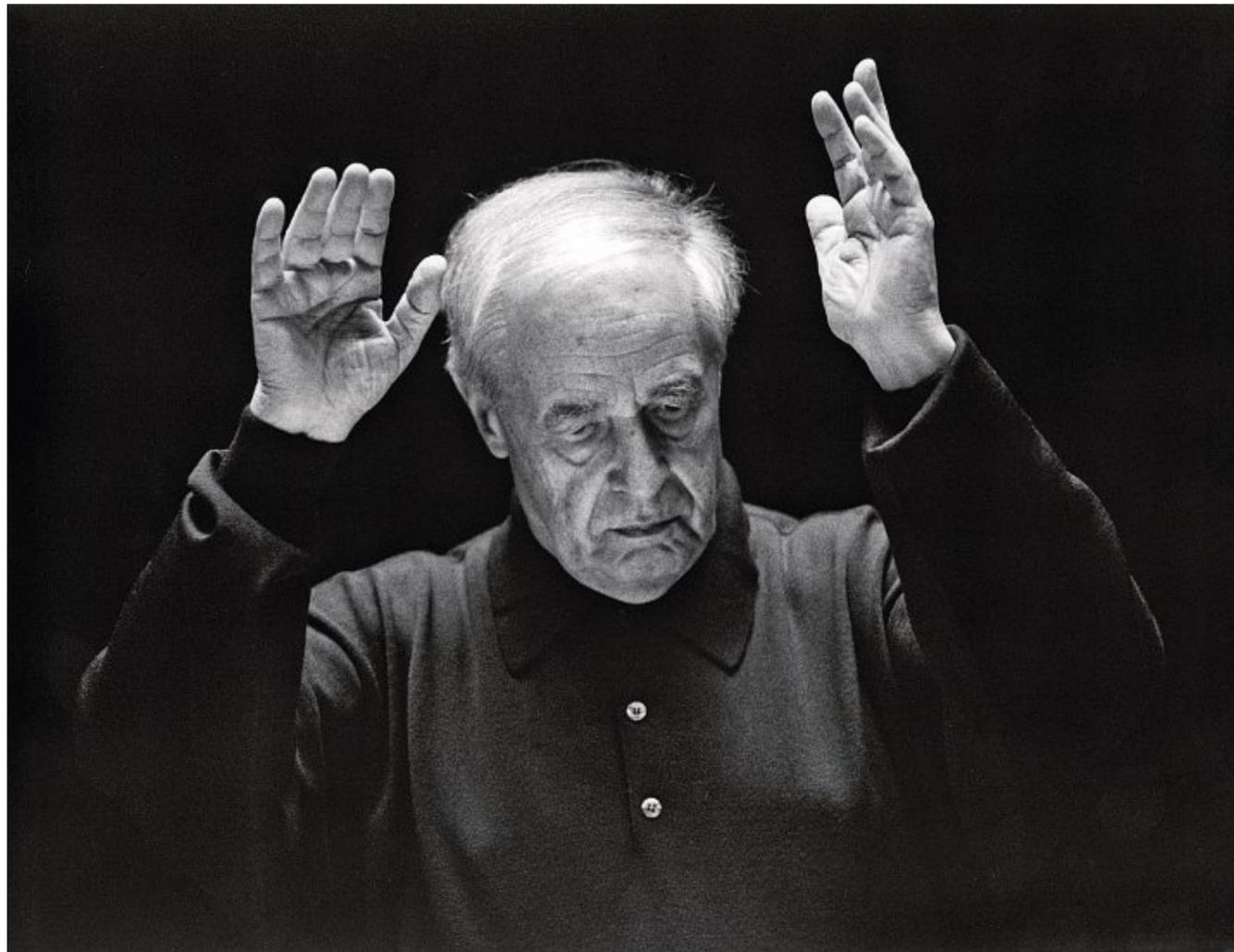
Postkarten sind persönlich – und trotzdem kurz. Mit Postcrossing will man keine langfristige Brieffreundschaft schließen, sondern nur einen kurzen Einblick in das Leben eines anderen Menschen irgendwo auf der Welt bekommen. Und genau das reizt mich und viele andere so an der Idee. Unter den Postcrossern sind aber auch viele Postkarten- oder Briefmarkensammler, auf der Jagd nach schönen oder besonders seltenen Exemplaren.

Ich selbst bin zufällig auf die Plattform gestoßen. Als Kind habe ich gerne Briefe geschrieben. In der Grundschule hatte ich eine Brieffreundin. Die Frage „Gibt es sowas heutzutage überhaupt noch?“ führte zu einer schnellen Online-Suche, die mir Postcrossing offerierte. Ich war direkt begeistert von der skurrilen Idee und der etwas altbackenen Website, die eine charmante Community vermuten ließ. Meine Erwartungen wurden nicht enttäuscht. Keine Karte gleicht der anderen. Jedes Mal lese ich neue Geschichten. Einer älteren Amerikanerin, die in ihrem Profil um aufmunternde Worte gebeten hatte, schickte ich eines meiner liebsten Zitate. Eine Woche später erzählte mir ein junger Mann aus Schanghai von heißen chinesischen Sommern und seinem Deutschlandbesuch. Ich schrieb einer französischen Comicbuch-Illustratorin, dass meine Mutter früher Texte für Comics schrieb. Dafür schickte mir eine Polin eine Liste von Buchempfehlungen. Ich bin schon gespannt, welche Karte als nächstes kommt. Nie war es spannender, zum Briefkasten zu gehen.

Unsere Autorin bekommt gerne Postkarten. Wenn Sie Ihr eine schicken möchten: Adresse siehe oben!



Reproduktionen: Stephen Luchka



Ein Priester der Moderne: Barbara Klemm fotografierte Pierre Boulez im Februar 2000 in Frankfurt.

# Himmel auf ERDEN

Als hätten sie etwas zu verkünden: Barbara Klemm und Christoph Brech leisten in einer Doppelausstellung in Paderborn den Engeln Gesellschaft. *Von Patrick Bahners*

Nicht nur böse Engel stürzen. Auch den treuesten Himmelsboten kann es passieren, dass sie ins Nichts fallen, weil in ihren Nischen in den Kirchenfeilern Doppelgänger mit nagelneuen Flügeln ihre Ehrenplätze einnehmen oder aber die ganze Kirche ausgeräumt und abgerissen wird. Aufgefangen, eingesammelt und neu aufgestellt werden die Veteranen der himmlischen Heerscharen in Museen, die manchmal direkt neben den Kirchen stehen, wenn sie von der Kirche betrieben werden, wie das Erzbischöfliche Diözesanmuseum auf der Südwestseite des Doms in Paderborn. Wenn man den aus der Himmelsbahn geworfenen Engeln in der Leere eines Museumssaals wiederbegegnet, machen sie einen menschlichen Eindruck. Ihre schwungvollen Gesten und heiteren Mienen sind nicht mehr bloß Zeichen, die im Zusammenhang kosmischen Gotteslobs auf das große Ganze verweisen, sondern sprechen irgendwie für sich. Diese eleganten, kapriziösen und zerbrechlichen Personen scheinen mit sich selbst beschäftigt und suchen Anschluss.

Man sehe sich nur den Verkündigungengel aus der süddeutschen Werkstatt von Franz Ignaz Günther an, der derzeit im Eingangsbereich des Paderborner Museums auf einem weißen Sockel steht. Die Jungfrau, der er die frohe Botschaft ihrer göttlich bewirkten Schwangerschaft überbringt, ist abwesend. So beschreibt der Zeigefinger des erhobenen, angewinkelten linken Arms eine Kurve, die in hohem Bogen auf den Zeigenden zurückweist. Gleichzeitig greift der andere Arm der Holzfigur nach hinten aus, und die Finger der rechten Hand sind leicht gekrümmt, als wollten sie einen Ball umfassen, das Köpfchen eines Mitgeschöpfes oder eine Idee. Oder sollen wir nach der schwebenden Hand greifen? Das geht nicht, im Museum ist Anfassen verboten.

In der Ausstellung „So gesehen“ hat der Engel Gesellschaft bekommen. Christoph Brech und Barbara Klemm haben dem Rokoko-Gabriel keine zeitgenössische Maria an die Seite gestellt. Dabei hat Brech, ein Videokünstler und Fotograf aus München, der auf kunstgeschichtliche

und kirchliche Sujets spezialisiert ist, gewiss nicht weniger Madonnen im Fundus als ein Devotionalienladen um die Ecke vom Vatikan. Und Barbara Klemm, die langjährige Redaktionsfotografin der F.A.Z., hat auf ihren Reisen zwischen allen anderen Passantinnen auch moderne junge Frauen aufgenommen, die auf keine Verkündigung gewartet haben und vielleicht deshalb für Veränderung empfänglich wären. Aber das Konzept der Ausstellung, die Einladung an die beiden Künstler, Werke nach Paderborn zu schicken, die für interessante Korrespondenzen gut sind, im kollegialen Dialog wie vor dem Hintergrund einzelner Stücke aus der ständigen Sammlung, zielt nicht auf die Restauration oder Nachbildung einer christlichen Gedankenwelt, die in ihrer Vollständigkeit vielleicht sogar denjenigen Museumsbesuchern fremd geworden ist, die auch in die Kirche gehen.

An der weißen Wand hinter dem Engel hängen Dirigentenporträts von Barbara Klemm. Schwarzweiß, wie alle ihre Fotos. Automatisch hält sich unser Blick an den

Fotos: Barbara Klemm, Christoph Brech, Diözesanmuseum Paderborn/Ansgar Hoffmann



Karikatur einer Künstlerröhre? Christoph Brech fixiert die Handbewegungen von Mariss Jansons.



Was war nicht für ein Echo da: Verkündigungengel aus der Werkstatt von Franz Ignaz Günther

zwei Lichtpunkten fest, die aus dem Dunkel des Konzertsaals auftauchen wie die Musik aus der Stille. Und es springt etwas über auf uns, der Impuls, den die Bewegung der Hände vermittelt, als wären wir die Musiker. Dabei wissen wir nicht, was gespielt wird, und können vielleicht noch nicht einmal Noten lesen. Aber man braucht das Stück nicht, das aufgeführt wurde, als Barbara Klemm im Saal war, wie man den Mythos der Jungfrauengeburt vergessen haben kann, wenn man bewundert, was der Engel mit seinen Händen macht, im Moment des perfekten Gleichgewichts von Freiheit und Konzentration.

Claudio Abbado, Leonard Bernstein, Simon Rattle, der Erzengel Gabriel: Worin liegt der Witz dieser Reihenbildung, wenn der Engel auf einmal nicht mehr allein ist, wie im Weihnachtsevangelium bei der Verkündigung an die Hirten? In Paderborn werden die beiden Gaststars im Kreis der überwiegend namenlosen Kunsthandwerker nicht eingemeindet; es soll nicht etwa eine in aller Fotokunst versteckte spirituelle Symbolik freigelegt werden.

// Die Arbeiten von Christoph Brech und Barbara Klemm steigern das dramatische Raumerlebnis, wo sie eingebaute Rahmen zur Schau stellen und mit optischen Täuschungen spielen. //



Scheinarchitektur: Saal Konstantins in den Vatikanischen Museen



Proportionsstudienobjekt: Palazzo Fortuny, Venedig

Genau umgekehrt entdecken die Besucher an der Kirchenkunst, die nur für den Gottesdienstgebrauch gedacht war, also noch keine Kunst sein sollte, Momente einer Kunst vor der Kunst, eine Zeichensprache, die von der Botschaft unabhängig ist. Eine Arbeit von Christoph Brech, die aus einem groß projizierten Video und einer Serie von Grafiken besteht, hat dasselbe Thema wie die Künstlerporträtfolge Barbara Klemms. Brech hat 2009 das Auf und Ab und Vor und Zurück der Hände von Mariss Jansons aufgezeichnet, während dieser das Symphonieorchester des Bayerischen Rundfunks mit dem Rondo aus der Fünften Symphonie von Gustav Mahler dirigierte, und dieses Raugeschehen in Linien übersetzt, die Knäuel bilden. So wird die Schöpfungsrichtung der Musikproduktion sozusagen umgekehrt: Die Aufführung wirft eine neue Partitur ab, in abstrakter Notation. Das scheinbare Gekritzelt ist die buchstäbliche Umsetzung der Fingerzeige eines Meisters.

Barbara Klemm und Christoph Brech haben oft dieselben Gegenstände behandelt, bis hin zu einzelnen Kunstwerken in römischen Antikensammlungen. Diese Übereinstimmungen der Motivwahl sorgen in der Ausstellung von Raum zu Raum immer wieder für Überraschungen; fast möchte man sagen, die mit den Augen dieser

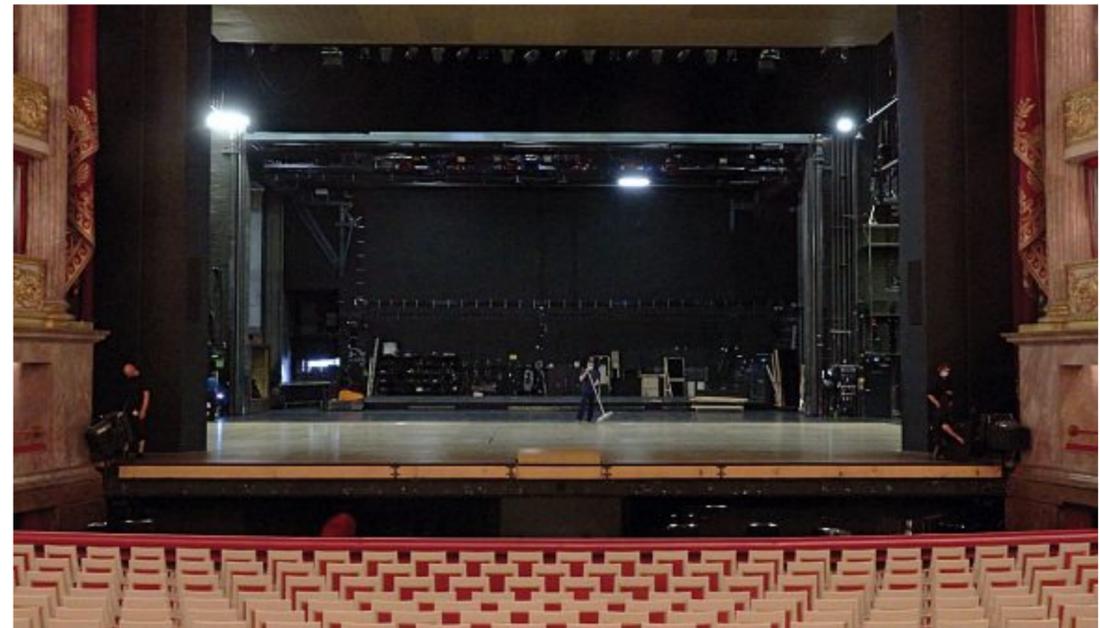
Künstler getroffene Wahl sei in einem höheren Sinne unwillkürlich. Umso deutlicher tritt der Gegensatz ihrer Ansätze hervor, der nicht vollständig damit zu erklären ist, dass Christoph Brechs Bilder bunt und oft auch bewegt sind. Sein grafisches Denkmal für den 2019 verstorbenen Mariss Jansons ist ein charakteristisches Werk wegen des technischen Aufwands der Herstellung, der bei der Rezeption sozusagen reproduziert wird: Dem Betrachter muss gesagt werden, dass die Krakeleien eine Mahler-Symphonie dokumentieren. Barbara Klemm hingegen hält dem Ideal der klassischen Reportagefotografie die Treue, sucht die Wahrheit im entscheidenden Augenblick. Von der Vorbereitung, die in die Wahl des besten Blickwinkels eingegangen sein mag, soll man ihrem Bild nichts anmerken.

Im Bode-Museum auf der Berliner Museumsinsel hat sie 2008 eine Gruppe junger Besucher fotografiert, die um Antonio Canovas Marmorstatue einer Tänzerin mit Zimbeln herumstehen. Die Figur steht auf einem hohen Sockel, so dass man zu ihr emporblicken muss, mit mehr oder minder andächtiger Miene. Von der Anmut der Musikantin färbt nichts auf die Betrachter ab, was gerade in deren ernsthaftem Willen zur Bewunderung begründet sein mag. Vielleicht sind sie Studenten. Die Frau links

vorne hat den rechten Arm erhoben, macht offenbar vor, wie man die Bewegung der Tänzerin nachahmen könnte. Im Hintergrund schiebt sich eine Figur ins Bild, die es so nur im Museum gibt: eine Frau, die ihren Kopf wendet, weil sie von der Gruppe abgelenkt wird, so dass sie im Vorübergehen die Betrachter betrachtet.

Man könnte fortfahren in der Beschreibung dieses Fotos, das im ersten Stock des Diözesanmuseums den im Erdgeschoss von den Dirigenten eröffneten Reigen fortsetzt, aber sie ist jetzt schon überdeutlich geraten. Obwohl Barbara Klemm in zentraler Position vor der Schauseite der Statue gestanden hat, wo die Besuchergruppe ihr vielleicht sogar aus Respekt Platz gelassen hatte, ist das Foto ein Schnappschuss: Sie hat in einem bestimmten Moment auf den Auslöser gedrückt, und daher bleiben die Gesichtsausdrücke und Haltungen der Personen unbestimmt. Diese Fotografin ist keine Regisseurin, die über ihr Personal verfügt. Das Pendant zu ihrer Studie über das Kunststudium ist ein sechsminütiges Video, dessen Titel „Hopp, hopp, hopp“ typisch für Christoph Brechs romantischen Humor ist. Die Aufforderung wird der Betrachter schwerlich auf sich beziehen. Er wird hübsch stillsitzen, während sich eine weitere auf antik stilisierte Tänzerin, diesmal aus

Fotos Barbara Klemm, Christoph Brech, Diözesanmuseum Paderborn/Ansgar Hoffmann



Kehraus: Christoph Brech filmt den Umbau im Münchner Nationaltheater.



Heiliges will sichtbar versteckt sein: Rückseite der Imad-Madonna

Bronze und unbekleidet, ein Werk von Johann Gottfried Schadow, einem Zeitgenossen Canovas, um die eigene Achse dreht und aus dem Dunkel schält. Am Anfang ist sie ein Schatten ihrer selbst, am Ende glänzt sie in blanker Pracht. Kunstbetrachtung wird in dieser Arbeit zu einem Exerzium der künstlichen Intimität, unter Ausblendung des sozialen Kontextes.

Brech liebt die Apparaturen, sein Schaffen hat einen barocken Zug. Zur Zeit der Fürstbischöfe von Paderborn hätte er womöglich Gestänge für Engelsflügel konstruiert. Das Prozesshafte der Videokunst hat Vorläufer in den Heiligenfiguren, die bei Prozessionen vorangetragen wurden. Wo Brech also im Diözesanmuseum fast zu Hause ist, da ist es andererseits konsequent, dass einige Abzüge Barbara Klemms nicht bloß gerahmt aufgehängt wurden, sondern mitsamt ihren Rahmen in Vitrinen montiert worden sind. In einer Umgebung, die mit Halbedelsteinen, Goldblech oder wenigstens Goldfarbe prunkt, ist es das lakonische Grau in Grau, das kostbar wirkt. Stoff für das vergleichende Sehen bietet in dieser Weise auch die Form der Präsentation.

Durchblicke zu schaffen, so dass hinter jeder halbierten Verkündigungsgruppe eine neue Marienerscheinung

sichtbar wird: Das war die Vision des Architekten des Diözesanmuseums, des Kölner Kirchenbaumeisters Gottfried Böhm. 1975 war der Bau fertiggestellt, zwei Jahre vor dem Centre Pompidou in Paris, dessen Stockwerke ebenfalls als Freiflächen angelegt sind. Nicht Räume folgen aufeinander, sondern Ebenen, was eine Ahnung vom Himmel auf Erden gibt. Anders gesagt: Böhm hat die Haupthalle des Museums mit dem Treppenhaus verschmolzen – das Ergebnis ist ebenso großzügig wie verwinkelt. Die Arbeiten von Christoph Brech und Barbara Klemm steigern das dramatische Raumerlebnis, wo sie als Kunstwerke über Kunstwerke eingebaute Rahmen zur Schau stellen und mit optischen Täuschungen spielen.

Das Diözesanmuseum beschäftigt Wächter, um den Schutz von Dingen sicherzustellen, die selbst wie Beschützer der Menschen behandelt wurden, solange sie die Kirchen schmückten; die Gläubigen belohnten ihre Schutzengel mit Kerzen und anderen Opfergaben. Mit den Fremdkörpern, die Video-Essays oder Landschaftsfotografien hier darstellen, lockt die Ausstellung die heimischen Gnadenbildwerke stellenweise aus der Reserve aufklärungsbedingter Untätigkeit. Die Werke von Christoph Brech und Barbara Klemm treten sozusagen für

die unfrohen Besucher ein und stellen die Wechselseitigkeit des heilsökonomischen Verkehrs wieder her.

Der Thron der Madonna aus Lindenholz, die Bischof Imad dem Dom im elften Jahrhundert stiftete, ist so ausgerichtet, dass die weit geöffneten Augen der Gottesmutter auf einer Sondervorstellung der Bayerischen Staatsoper ruhen. Christoph Brech hat die Bühnenarbeiter gefilmt, die den Bühnenraum des Münchner Nationaltheaters für ein Konzert des Baritons Christian Gerhaher leerräumen. Die Stimme des Sängers ist schon zu hören, mit dem Lied „Abschied“ von Franz Schubert auf einen Text von Johann Mayrhofer. An einem Pfeiler links vom großen Videobildschirm hängt ein Foto, das Barbara Klemm 2005 auf der Biennale in Venedig von einer Installation von Mirosław Balka gemacht hat. In einem Tunnel aus wuchtigen Betonplatten verschwindet die letzte Tänzerin aus dem Ensemble dieser Doppelwerk-schau. Im Licht am Ende des Tunnels ist ihre Rückenfigur nur noch ein schwarzer Fleck. Aber sie hat den rechten Arm erhoben, als hätte sie noch etwas zu verkünden. ◀

„So gesehen – Barbara Klemm · Christoph Brech“.  
Diözesanmuseum Paderborn, bis zum 9. Oktober 2022.



Hier ein Ausgang: Auch 2005 besuchte Barbara Klemm die Biennale in Venedig.

# BLAUMANN UND SEIDENKLEID



Grit Seymour hat die Modebranche in der DDR aus allen Blickwinkeln kennengelernt. Jetzt erinnert der Film „In einem Land, das es nicht mehr gibt“ an Szenen aus dieser Szene.

Von Maria Wiesner

Fotos Julia Zimmermann

Grit Seymour erinnert sich noch deutlich an eine der absurdesten Szenen ihres Lebens: Ende der Achzigerjahre war das, in Ostberlin. Sie saß auf der Bank in einer U-Bahnstation und wartete auf den Zug. Für Modeaufnahmen war sie in der Stadt, tagsüber arbeitete sie in der Produktion eines Bekleidungsunternehmens, abends und am Wochenende fuhr sie nach Berlin und stand als Model vor der Kamera. Das Ergebnis einer solchen Aufnahme hing nun direkt hinter ihr an der Wand. Ein überlebensgroßes Modeplakat, von dem ihr Gesicht herunterblickte. Die Situation war deshalb absurd, weil die junge Frau sich damals gar nicht in Berlin hätte aufhalten dürfen. „Ich war persona non grata in Berlin und wusste, ich darf eigentlich nicht hier sein, aber da hängt ein riesiges Foto von mir“, sagt sie. „Die Stasi war halt noch nicht Google und hatte nicht so ein lückenloses Überwachungssystem, sonst hätte das nicht funktioniert.“

Sie lacht, wenn sie heute davon erzählt. Wir haben uns in ihrer Wohnung verabredet. Sie lebt mittlerweile wieder in Berlin, nach längeren Stationen in London, Mailand, New York, Tokio. Sie sieht noch immer aus wie auf den Hochglanzaufnahmen, die Mitte der Achtzigerjahre für das Magazin „Sibylle“ entstanden sind – die „Vogue“ der DDR. Grit Seymour ist groß, schlank, blond und bewegt sich mit der Präzision einer Tänzerin oder eben eines gelernten Modells. An diesem heißen Sommertag trägt sie ein ärmelloses Kleid, der Schnitt ist geradlinig, die Farbe ein hypnotisches Violett. Es erinnert in seiner Eleganz ein wenig an die Entwürfe, die Seymour als Kreativdirektorin bei Hugo Boss um die Jahrtausendwende erdachte. Doch bis dahin war es ein langer Weg von Ostberlin aus. Grit Seymour macht einen Kaffee und erzählt.

Warum sie als junge Frau in der DDR Berlin-Verbot hatte – das hing mit der Bewegung „Schwerter zu Pflugscharen“ und einigen Freunden zusammen. Grit Seymour, geboren 1966, hatte die von der evangelischen Kirche unterstützte Friedensbewegung in ihrer Heimatstadt

Halle (Saale) kennengelernt, wo sie Abitur machte. „Vor der Schule stand eines Tages ein Polizeiwagen, ein Barkas-Kleintransporter. Ich hatte mein Zeichen ‚Schwerter zu Pflugscharen‘ auf dem Parka, über den habe ich schnell meinen selbstgestrickten Pulli geworfen und dachte mir: Heute möchte ich noch nicht verhaftet werden.“ Seymour entging der Polizei, einige ihrer Freunde nicht. Nach der Verhaftung schob man sie nach Westberlin ab, doch Seymour blieb mit ihnen in Kontakt.

Da hatte sie schon ihr Studium an der Kunsthochschule in Berlin-Weißensee aufgenommen und war als Model entdeckt worden. Mit ihrer Mutter war sie zum Tag der offenen Tür an die Kunsthochschule gekommen, zur gleichen Zeit fand die jährliche Modenschau der Abschlussjahrgänge statt. Die Show ging und ging nicht los. „Da stürzte jemand auf mich zu und sagte: Uns ist ein Model ausgefallen, kannst du einspringen?“ Sie konnte und wollte. Und weil im Publikum nicht nur Professoren, sondern auch Redakteurinnen der Modezeitschrift „Sibylle“ saßen, wurde Seymour mit ihrer natürlichen Lebendigkeit schnell für Modeaufnahmen engagiert.

Da vor dem Studium im Arbeiter- und Bauernstaat die Ausbildung kam, lernte Seymour das Schneiderhandwerk beim Qualitätsmodelabel Exquisit, der Luxusmarke der DDR. Nachts ging sie in Berlin tanzen, um sechs direkt vom Club in die Produktionsschicht. Manchmal verschlief sie einen halben Tag im Ruheraum. Am Wochenende lief sie auf Modenschauen und stand für Fotoshootings vor der Kamera. Irgendwann, da hatte sie ihr Studium in Weißensee schon aufgenommen, meldeten sich die in den Westen abgeschobenen Schulfreunde wieder. Man traf sich im Sommer in Ungarn oder der Tschechoslowakei, wohin die Einreise möglich war. „Diese Treffen wurden beobachtet, das habe ich später in meiner Stasi-Akte nach-



Früher Model in der DDR, heute Mode-Professorin in Berlin: Grit Seymour



Die „Vogue“ der DDR: Was in der „Sibylle“ gezeigt wurde, sollte zum Träumen einladen. Grit Seymour hat viele Ausgaben gesammelt. Auf diesem Cover aus dem Jahr 1987, fotografiert von Werner Mahler, ist sie selbst als Model zu sehen.



gelesen, sodass ich im Nachhinein fast den Eindruck habe, das war auch inszeniert.“

Der Freund aus Westberlin hatte Westprodukte für sie dabei: eine Platte von Nina Hagen, Bücher von Max Frisch und Erich Fromm, eine Ausgabe des Magazins „Spiegel“. „Auf meiner Rückreise wurde der Zug an der Grenze gestoppt, und die kamen ganz gezielt auf mich zu. Kein anderer im Zug wurde kontrolliert. Ich musste auspacken und wurde zum Verhör abgeführt.“ Was dann kam, war filmreif. Ein Verhör bis in die Nacht. Irgendwann ließ man sie gehen. Ein Wagen setzte sie im Wald aus, irgendwo an der Grenze. Sie lief durch den Wald, bis sie an eine Straße kam, lief diese Straße entlang bis zu einem Städtchen und fand dort irgendwann eine Telefonzelle. Sie rief ein Taxi. „Da habe ich zum ersten Mal in meinem Leben den Wert von Geld erkannt, denn ich hatte 100 Mark in der Tasche, wahnsinnig viel für damals. Das war ein Großteil meines Studentengelds, durchs Modeln verdient.“ Mit dem Taxi ging es weiter Richtung Berlin, bis zum nächsten größeren Bahnhof. Dort schlüpfte sie in einen wartenden Waggon und schlief die restliche Nacht durch. Am Morgen kehrte sie im Zug in die Hauptstadt zurück. Doch damit war das Abenteuer noch nicht beendet.

„Als ich dann an der Hochschule ankam, gab es großes Trara mit Appell. Ich hätte mich mit Staatsfeinden verbündet. Das war ein Spießrutenlaufen.“ Am Ende wird sie exmatrikuliert. Ihr Professor bewirkt, dass sie sich in der Produktion rehabilitieren kann und weiter als Model arbeiten darf. So landet sie in Mühlhausen, näht in Schichtarbeit am Band Paspeltaschen für den VEB Jugendmode. Am Wochenende fährt sie eben heimlich nach Berlin, um Modeaufnahmen zu machen und findet sich dann eines Abends vor dem eigenen Plakat wieder, obwohl sie nicht in der Stadt sein dürfte.

Während dieser Zeit lernt sie beim Modeln auch Aelrun Goette kennen, die nun mit ihrem Film „In einem Land, das es nicht mehr gibt“ (vom 6. Oktober an in deutschen Kinos) dieser nicht nur modisch wilden Zeit kurz vor dem Mauerfall ein Denkmal setzt. Der Film folgt der jungen Suzie (Marlene Burow) Ende der Achtzigerjahre. Suzie wird durch Zufall als Model für die „Sibylle“ entdeckt, lernt die Modeszene der DDR kennen und in High Heels laufen. Als sie mit verbotenen Büchern erwischt wird, muss sie in die Produktion. Steht tagsüber im överschmierten Blaumann an der Werkbank und abends in Seidenkleidern auf dem Laufsteg.

Die Regisseurin fängt das Widersprüchliche beider Welten ein, inszeniert etwa ein Modeshooting direkt in den Produktionshallen, zeigt, dass es im Arbeiter- und Bauernstaat einen ganzen Industriezweig gab, der sich mit Ästhetik und Schönheit befasste und dabei Kleider hervorbrachte, die das Vorurteil, im Osten sei alles grau, klobig und einheitlich gewesen, Lügen strafen.

## // In Ostberlin gab es damals neben der „offiziellen“ Ästhetik auch eine lebhaftere Untergrundszene. //

Und sie führt vor Augen, dass es neben der offiziell befürworteten Ästhetik eine lebhaftere Untergrundszene in Ostberlin gab, die der Materialmangel zu kühnen Entwürfen aus allerlei Weggeworfenem und Modefremdem anspornte. Rudi (Sabin Tambrea) ist der König dieses Reichs. Der ätherische junge Mann entwirft aus Duschvorhängen und der Plastikfolie unbenutzter Leichensäcke Brautkleider für dunkle Stadtelfen.

Für diese Kostüme ist Grit Seymour verantwortlich. Gemeinsam mit ihren Studenten von der Berliner Hochschule für Technik und Wirtschaft (HTW), wo sie als Professorin für Mode unterrichtet, entwarf Seymour die Stücke, die sich allesamt von echten Avantgarde-Kleidern jener Zeit inspirieren ließen. Die artfremden Materialien, wie Suzie und Rudi sie im Film in Fabriken zusammensuchen, haben auch die Berliner Studenten verwendet. Für einen Entwurf griff man tatsächlich auf unbenutzte Leichensäcke aus der Pathologie zurück.

Grit Seymour weiß, worauf sie bei den Filmdesigns achten muss, hat sie doch sowohl die Avantgarde-Szene in Ostberlin als auch die Modestandards des Magazins „Sibylle“ selbst erlebt. Von der Qualität der Exquisitmode schwärmt sie noch heute. „Es ging um Klarheit, Schönheit, Reduktion, hohe Qualität. Die Stücke waren langlebig und zeitlos.“ Zum Beweis holt sie zwei Stücke aus ihrem eigenen Kleiderschrank. Einen Regenmantel mit Trenchcoat-Elementen und ein graues Kleid aus japanischer Seide, auf dem Sterne prangen. „Was in der ‚Sibylle‘ gezeigt wurde, sollte auch etwas zum Träumen einladen“, sagt sie. „Die tristen Seiten des Alltags wurden so ein bisschen ausgeblendet.“

Wie aber ging es für sie weiter, nachdem sie von der Universität exmatrikuliert wurde? Sie rang mit sich, ob sie das Land verlassen sollte. Als Freunde eine Studiengruppe aus Westberlin zu Besuch hatten, gingen sie gemeinsam ins Berliner Ensemble. „Nach der Vorführung waren wir zusammen in der Kantine, saßen an einem langen Tisch, ich an der Stirnseite. Da dachte ich: Das ist jetzt meine Chance. Ich nahm all meinen Mut zusammen und sprach mit klarer Stimme in die Runde. Ich fragte: Gibt es hier jemanden, der mich heiraten würde, um hier herauszukommen? Dann war erst mal kurz Stille. Es haben sich zwei gemeldet und haben gesagt: Ja, würden wir machen, aber wir müssen erst mit unseren Freundinnen sprechen.“

Bei einem stimmte die Freundin dagegen, bei dem Anderen war sie bereit zu helfen. „Irgendwie hat er es durchgesetzt, wollte damals auch ein Buch über die ganze Geschichte schreiben. Also kam er immer mit seiner französischen Freundin nach Ostberlin angereist, und sie musste 15 Meter hinter uns laufen, damit es so aussieht, als wären wir ein Paar.“ Fast drei Jahre sollte es danach noch dauern, bis der Ausreiseantrag wegen der „Heirat“ genehmigt wurde.

Als sie die Genehmigung 1988 bekam, war diese nur wenige Stunden gültig. Sie fuhr nach Hause, packte ein paar Sachen, verabschiedete sich noch schnell von ihrer Mutter und reiste nach Westberlin aus. Als sie sich an der Hochschule der Künste in Westberlin für ein Modestudium einschrieb, streikten dort gerade die Studenten. Also ging sie nach London und machte ihren Abschluss an der renommierten Designhochschule Central Saint Martins College. Sie arbeitete später für Max Mara und Donna Karan in New York. Von 1999 an baute sie für die Herrenmodemarke Hugo Boss die Damenmodelinie auf. In Porträts aus jenen Jahren feierte die deutsche Presse sie – und wunderte sich, dass diese Frau aus dem Osten „die Designer aus dem Westen abhängt“.

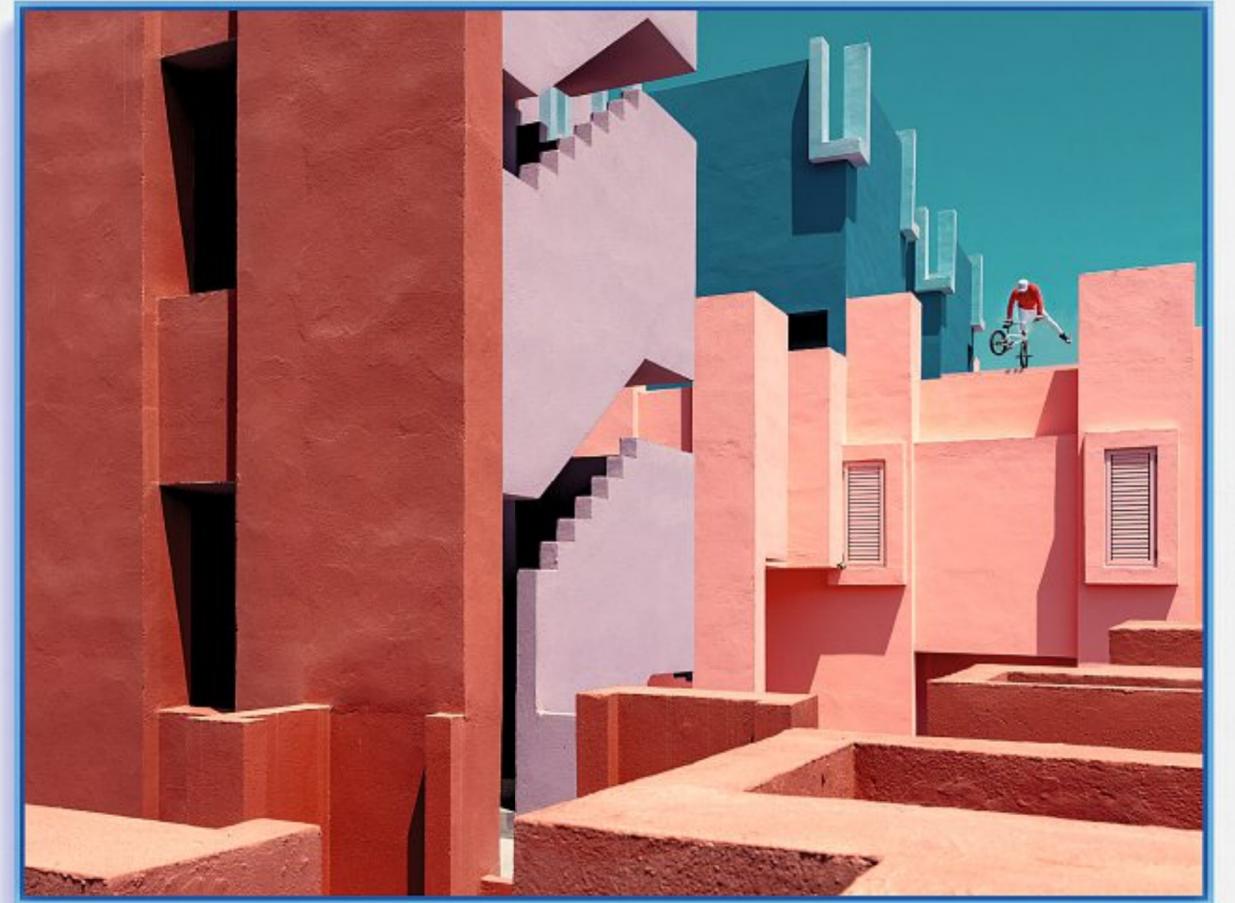
Seit 2006 gibt Grit Seymour ihr Modewissen nun an Studenten weiter, zunächst sechs Jahre an der Universität der Künste und seit 2016 als Modeprofessorin an der HTW Berlin, für die sie so kreative Projekte wie das Design der Filmkostüme anstieß. Wie viel Arbeit in die Recherche für die Kostüme floss, lassen die zahlreichen Bildbände erahnen, die Seymour während des Gesprächs auf den runden Tisch in der Küche wuchtet. Ikonische Modeaufnahmen der DDR-Fotografin Ute Mahler, Bilder der Avantgarde-Szene in Berlin, die Biographie von Sven Marquardt, dem Fotografen und späteren „Berghain“-Türsteher, von dem eine der Filmfiguren inspiriert ist.

Die Chefin der „Sibylle“ belehrt im Film die junge Suzie vor einer Modenschau: „Schönheit ist ein Versprechen, dass es jenseits der Mittelmäßigkeit etwas gibt, wo Ruhe herrscht.“ Jedes einzelne Kostüm im Film erfüllt dieses Versprechen. ◀



Foto: Ziegler Film/Trübs

„In einem Land, das es nicht mehr gibt“:  
Für den Film mit Sabin Tambrea (unten links)  
und Marlene Burow (unten rechts) entwarf  
Grit Seymour mit ihren Studenten die Kostüme.  
Claudia Michelsen (oben, in Dunkelblau)  
spielt die „Sibylle“-Chefin Elsa Wilbrodt.



### Lorenz Holder

BMX-Fahrer: Senard Grosic

Fuji Crystal DPII | 80x60 cm | Echter Foto-Abzug unter Acrylglas | Pop Art Rahmen, Neon Blau

### Die Vollendung der Fotografie

Wenn ein Bild als Druck sichtbar wird, wird es von einer abstrakten Idee zur Realität. Für WhiteWall ist ein Bild daher in dem Moment vollendet, in dem es an der Wand hängt. Perfektion erreichen wir dabei durch bestes Material, handwerkliches Können und Innovation. Online und in unseren Stores machen wir unsere prämierte Galerie-Qualität fotobegeisterten Menschen jederzeit zugänglich.

Haben Sie sich schon mal Gedanken darüber gemacht, wie blau der Himmel ist, wie grün das Gras oder wie braun die Schokolade? Vermutlich nicht. Ich hingegen frage mich schon mein ganzes Leben, wie die Welt für normale Menschen aussieht – also für nicht farbenblinde Menschen.

Regelmäßig stehe ich vor freien Toilettenkabinen, weil ich denke, die kleine Scheibe zeigt rot. Einen freien Parkplatz in den Parkhäusern mit LED-Anzeige finde ich immer noch auf altmodische Art; ob die Anzeige nun rot oder grün blinkt, erkenne ich selten.

An der Ampel bleibe ich ... Scherz! Natürlich kann ich eine Ampel lesen! Auch wenn das mitunter die erste Frage ist, die man mir stellt, wenn jemand von meiner Rot-Grün-Schwäche erfährt. „Das kann ich mir ja überhaupt nicht vorstellen“, höre ich dann, gefolgt von der Frage, welche Farbe irgendetwas in Sichtnähe hat. Nachdem ich meine Umgebung koloriert habe, wollen die meisten noch wissen, wie man herausgefunden habe, dass ich farbenblind sei. Denn: Sind nicht nur Männer farbenblind?

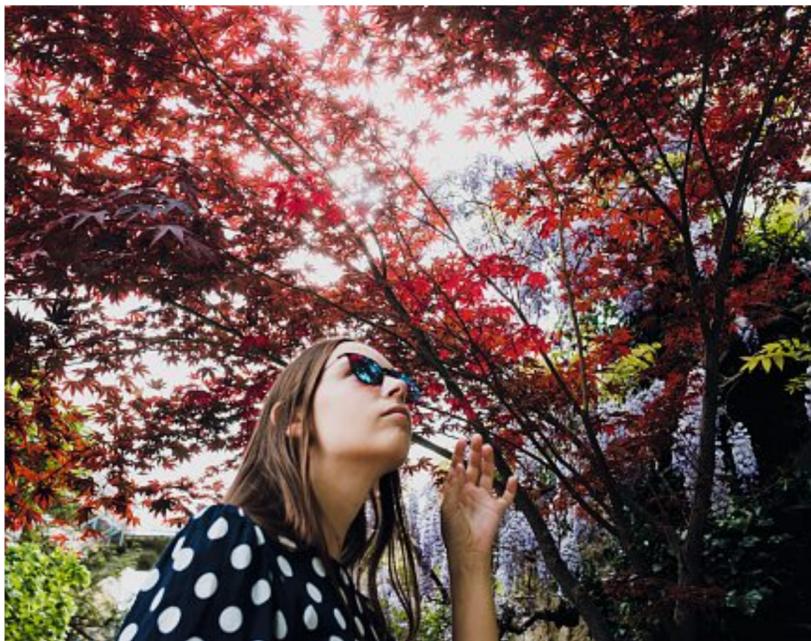
Es stimmt: „Frauen haben sehr, sehr selten eine Farbsehschwäche“, sagt Herbert Jäggle, Direktor der Klinik und Poliklinik für Augenheilkunde am Universitätsklinikum Regensburg. Kinderärzte staunten über mich, in der Schule diente ich als Vorführobjekt im Biologieunterricht. Lehrerinnen erklärten, dass rund neun Prozent aller Männer farbenblind seien, wie Farbsehstörungen im Volksmund genannt werden, aber nur etwa 0,4 bis 0,8 Prozent aller Frauen. Das bestätigt auch Herbert Jäggle, der sich schon seit Jahrzehnten mit Farbsehstörungen beschäftigt. Die Zahl schwanke – die Seltenheit bleibe.

„Die Arzthelferin meinte damals, du kooperierst nicht“, erzählt meine Mutter. Sie durchschaute relativ schnell, dass ich Farben genauso sehe wie mein zweieinhalb Jahre älterer Bruder und mein Vater: nämlich falsch. Wenn ich nach dem grünen Stift fragte, gab mir mein Bruder wie selbstverständlich den braunen. Bei „Mensch ärgere Dich nicht“ wuchsen die roten und grünen Spielfiguren zu einem Team zusammen, andere Spiele wie „Make'n'Break“ waren für uns eine doppelte Herausforderung. „Mädchen sind nicht farbenblind“, sagte die Arzthelferin und rief den Oberarzt. Ein paar nicht identifizierte Schmetterlinge, Blumen und Herzen später schlussfolgerte er: „Ausnahmen bestätigen die Regel.“ Ich hatte offiziell eine Farbsehschwäche. Sobald ich lesen konnte, wichen die Kinderbilder dem Ishihara-Test. Zahlen erkenne ich auf den bunten Farbtafeln trotzdem selten, eher nie.

Warum es gerade mich getroffen hat? Simple Biologie. Die Rot-Grün-Schwäche ist eine X-chromosomal rezessiv vererbte Störung. Einfach erklärt: Ein Gen auf dem X-Chromosom sorgt für die Farbsehschwäche, außer ein gesundes Gen auf einem anderen X-Chromosom gleicht den Defekt aus. Weil Frauen zwei davon haben, ist die Wahrscheinlichkeit deshalb sehr gering, dass es zur Ausprägung kommt – wie bei meiner Mutter. Sie ist eine Konduktorin. Statt mir also ihr gesundes X-Chromosom zu vererben, hat sie mir das mit dem Defekt weitergegeben. Und weil mein Vater nur ein X-Chromosom zum Weitergeben hatte, habe ich zwei X-Chromosomen mit demselben Defekt geerbt.

## PASST DAS ÜBERHAUPT?

Mit meiner kleinen Besonderheit konnte ich weder Pilotin noch Kfz-Mechatronikerin oder gar Bombenentschärferin werden. Also wurde ich Modejournalistin. Ob das Kleid nun rot oder grün ist, steht ja sowieso meistens in der Produktbeschreibung. Wenn ich mir doch einmal unsicher bin, ob mein Outfit farblich zusammenpasst, bekommt irgendjemand ein Bild geschickt: Passt das? Kann ich das zusammen anziehen? So habe ich mich auch dreieinhalb Jahre durch mein Studium mit Fächern wie Styling oder Modedesign geschmuggelt. Die Farben standen entweder auf den Stiften, oder gewagte Farbkombinationen



# Ich sehe Rot

Von Anna Wender, Fotos Ilkay Karakurt

Unsere Autorin ist farbenblind. Grün und Rot hat sie in ihrem Leben noch nie richtig wahrnehmen können. Bis jetzt. Eine Brille verschafft ihr neuen Durchblick.



So blühen die Pflanzen im Botanischen Garten in Frankfurt erst richtig auf: Die Brille des Münchner Unternehmens Colordrop gleicht die Rot-Grün-Schwäche aus. Kann man so die Vielfalt der Farben wirklich neu entdecken? Unsere Autorin hat es ausprobiert.



gingen als „Color Blocking“ durch. Zu dem Zeitpunkt war es aber auch einfach zu spät zu erwähnen, dass ich manche Farben verwechsle. Am Ende ist sogar eine Modestrecke entstanden, ohne dass jemand wusste, dass ich eine kleine Farbfehlsichtigkeit habe. Zum Glück war sie schwarz-weiß.

Meine Farbenblindheit stört mich im Alltag nicht wirklich, manchmal kann sie sogar ziemlich unterhaltsam sein: ein guter Eisbrecher. Einmal wurde ich auf einer Party gefragt, ob ich die farbenblinde Anna sei. Ich beantwortete die Frage mit „Ja“, war aber gar nicht die Gesuchte. Keine zwei Minuten später stand ich vor der anderen farbenblinden Anna – so viel zum Thema Seltenheit. Beim Familienurlaub in Schweden staunten andere Urlauber nicht schlecht, als sich drei Farbenblinde über die Farben der bunten Häuser unterhielten. Das lilafarbene Haus sah außer uns dreien offensichtlich niemand.

Trotzdem wüsste ich gerne, wie Normal-sichtige die Welt sehen. Seit einigen Jahren gibt es Hersteller wie das Unternehmen Colordrop aus München, die genau das versprechen. Ihre Brillen sollen gängige Formen der Rot-Grün-Blindheit zumindest abschwächen. Im Internet kursieren Videos, die zeigen, wie Menschen mithilfe solcher Brillen das erste Mal in ihrem Leben Rot und Grün unterscheiden können. Von mir gibt es nun auch so ein Video. Fast drei Minuten lang stehe ich im Botanischen Garten in Frankfurt und versuche herauszufinden, was ich von der Welt der Normalsichtigen halten soll.

Ich bin skeptisch. Es ist aber auch kompliziert. Ich sehe ja Grün. Die Wiese zum Beispiel ist, besonders wenn es geregnet hat, sattgrün. Nur weiß ich nicht, ob mein Grün auch das ist, das normalsichtige Menschen sehen. Das Grün, das ich mit der Brille sehe, verwirrt mich eher, als dass es mich erleuchtet. Ein paar Meter weiter wird es bunter: Gelbe Blüten, blaue Blüten (oder sind sie doch lila?), und Schilder mit den Namen der dazugehörigen Pflanzen stecken in der Erde. Ich setze die Brille auf und ab, um den Unterschied zu prüfen. Auf, ab, auf, ab ... Ich sehe Rot! Das Schild ist ganz klar rot. Und dabei bleibt es nicht. Ich sehe rote Blüten, die ich vorher im grünen Strauch nie gesehen habe, und bin erstauert, wie knallrot ein rotes Auto ist oder das Logo von Penny oder der Deutschen Bahn.

## ZAPFEN BRAUCHEN LICHT

Wie ist das möglich? Augenheilkundler Herbert Jäggle versucht es mir mehr als einmal zu erklären. Mit meinen Augen, sagt er, ist etwas anders: „Ihr Rotzapfen verhält sich nicht wie ein richtiger Rotzapfen, sondern mehr wie ein Grünzapfen. Man kann Farben nur gut unterscheiden, wenn man Zapfen hat, die möglichst gut Grün oder möglichst gut Rot selektieren können.“

Das menschliche Auge ist ein kleines Wunder. Die Netzhaut ist übersät mit 130 Millionen Sehzellen: etwa sechs Millionen Zapfen und 124 Millionen Stäbchen. Letztere sind sehr lichtempfindlich und ermöglichen uns auch bei Dämmerung zu sehen, jedoch nur in Schwarz-Weiß. In der Nacht verschwinden die Farben. Die Zapfen brauchen Licht, um zu funktionieren. Sie reagieren auf bestimmte Wellenlängen und sind für den Farbeindruck zuständig. Von ihnen gibt es drei Arten. Die Roten reagieren bei großen, die Grünen bei mittleren und die Blauen bei kleinen Wellenlängen. Tritt nun Licht mit großen Wellenlängen in das Auge, wachen die entsprechenden Zapfen auf und senden elektrische Signale an das Hirn: Wir sehen Rot – solange man eben keine Rot-Grün-Schwäche hat.

Farben liegen also nicht nur im Auge des Betrachters, sondern auch im Gehirn. Jäggle erklärt, wie die Brille meinen Augen oder besser meinem Gehirn nun einen Streich spielen kann: „Sie filtert spezielle Wellenlängen aus dem Licht heraus, damit Sie eine eindeutige Farbe erkennen können.“ Die Technologie des Münchner Herstellers sorgt also dafür, dass aus dem roten Schild grüne Wellenlängen, also der störende

Farbton, herausgefiltert werden. Folglich sehe ich Rot. Logisch.

Aber wie kann ich nun sicher sein, dass dieses Rot auch das ist, das alle anderen Menschen sehen? „Da können Sie gar nicht sicher sein“, antwortet der Ophthalmologe. Aber immerhin könne ich es nun deutlich als Rot erkennen. Die Wellenlänge liegt also in einem Bereich, in dem auch normalsichtige Menschen den Farbton sehen.

Dabei spielt die Helligkeit eine Rolle: „Rote Farben nehmen wir immer dunkler wahr als grüne.“ Das liegt laut Jäggle aber nicht an der Farbe, sondern am Sonnenlicht, in dem weniger Rot als Grün ist. Bei Kerzenschein verändern sich die Farben. Trotzdem würden wir eine Banane immer gelb sehen und einen Apfel grün. „Das ist die Farbkonstanz“, sagt Jäggle. „Sie hat mit dem Farbgedächtnis zu tun.“ Weil uns in dem Moment die echte Farbinformation fehlt, nehmen wir die Information aus dem Bild heraus.

Dank der Farbkonstanz wissen wir, dass bestimmte Objekte gewisse Farben haben. Deshalb würde ich eine Wiese auch immer als grün bezeichnen, lerne ich. „Wenn ich aber eine zweite Wiese daneben lege, die rötlich ist, aber die passende Helligkeit hat, würden Sie die beiden nicht unterscheiden können“, sagt Augenarzt Jäggle. Da hat er wohl recht. Mir fehlt nämlich die Fähigkeit, Farben zu unterscheiden oder sie zu benennen, wenn sie nicht mit einem Bild verknüpft sind.

Dadurch ist es für mich besonders schwer, den roten vom grünen Holzstift zu unterscheiden. Das führte in meiner Kindheit mehr als einmal zu giftgrünen Wildschweinen oder braunen Kirschen. In der Schule wussten die meisten zwar von meiner Farbenblindheit, nur macht es Kindern auch Spaß zu sehen, was passiert, wenn man mir die falsche Farbe in die Hand drückt. Bei Klassenarbeiten konnte ich mich wenigstens darauf verlassen, dass mir jemand die richtige Farbe zeigt. Nicht nur einmal wurde mir deshalb vorgeworfen zu schummeln. Jäggle gibt mir einen Tipp, der rund 17 Jahre zu spät kommt: „Der dunkle Stift wird meistens ein roter sein, der helle eher ein grüner.“

Wo der Trick mit der Helligkeit nicht funktioniert: beim Ishihara-Test. Die Farbtafeln mit den bunten Punkten wurden so entworfen, dass man die Zahlen allein durch Farben erkennen muss. Aber auch hier funktioniert die Brille: Ich sehe das erste Mal Zahlen in dem Punktewirrwarr und auch, dass diese Tafeln unglaublich bunt sind.

Wie ich die Welt allerdings auch sehe: rosarot. Und auch nicht farbenblinde Menschen blicken dank Colordrop wirklich durch die rosarote Brille. Je länger ich sie jedoch trage, desto weniger Zuckerwattefilter nehme ich wahr. Auch der Hersteller empfiehlt, die Brille so oft es geht und über einen längeren Zeitraum zu tragen, um einen Trainingseffekt zu erzielen. „Das Gehirn kann eine gewisse Farbkorrektur vornehmen, wenn sie lange genug besteht“, sagt Jäggle. Es lernt also, welche Farbe ein Objekt hat.

Auch er ist neugierig auf mein Urteil zur Brille. In den ersten Tagen wurde ich nicht nur einmal komisch angeguckt. Es war ein ständiges Auf und Ab. Mittlerweile ist meine Welt nicht nur bunter, sondern auch satter. Zumindest solange ich die Brille trage. Einen Trainingseffekt kann ich nach drei Monaten noch nicht feststellen, auch wenn mein Gehirn jetzt eigentlich weiß, wie rot das Stoppschild ist. Für kleine Aha-Momente sorgt mein neuer Begleiter jedoch regelmäßig. Wussten Sie, wie rot ein Sonnenuntergang sein kann? Oder wie rot eine Wassermelone ist? Vermutlich ja. Ich sehe das aber zum ersten Mal in meinem Leben! Ich sehe Rot!



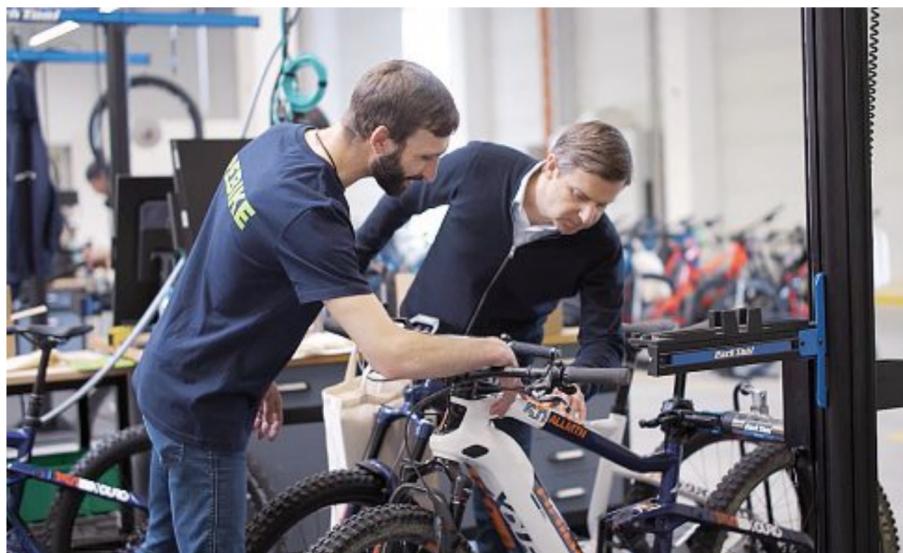
Für das Storytelling mit mehr Fotos und einem Video des augenöffnenden Erlebnisses: einfach die Handykamera auf den QR-Code halten!

MYSTÈRE  
DAS GEHEIMNIS ZEITLOSER ANMUT



HOFACKER

www.goldschmiede-hofacker.de/mystere

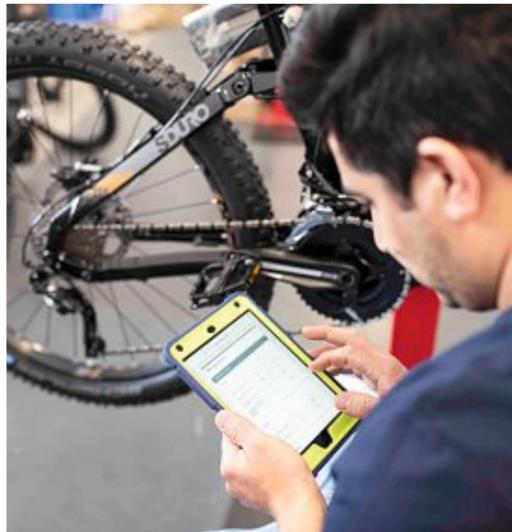


Drehen am Rad: Mitgründer Thomas Bernik (im Bild oben rechts) und seine Mitarbeiter arbeiten transparent.

# Im Kreis radeln

Von Martin Häußermann

Die Firma Rebike bringt gebrauchte E-Bikes wieder ins Rollen. Und gewährt auf den gebrauchten Stromer sogar zwei Jahre Garantie.



Der Elektromotor schiebt kräftig an. Nicht nur Fahrradfahrer, sondern die gesamte Branche. Im vergangenen Jahr wurden zwei Millionen E-Bikes verkauft – damit schwingt sich Deutschland zum bedeutendsten E-Bike-Markt Europas auf. Einen wesentlichen Anteil daran haben Fahrrad-Leasingunternehmen wie Jobrad, Mein-Dienstrad oder Bikeleasing. Denn dank Leasing haben auch Menschen, die nicht auf einen Schlag 5000 Euro und mehr auf den Tisch legen können, die Chance, ein hochwertiges E-Bike zu nutzen. Drei Jahre läuft in der Regel ein Leasingvertrag. Dann wird das E-Bike zurückgegeben oder kann zum Restwert gekauft werden.

Eine andere Möglichkeit, günstig elektrisch zu radeln, ist der Gebrauchtkauf. Tatsächlich finden sich auf den einschlägigen Gebrauchtwarenplattformen auch jede Menge E-Bikes, die von Privatleuten angeboten werden. Ob ein Schnäppchen wirklich ein Schnäppchen ist, stellt sich dabei aber oft erst hinterher heraus. Denn gerade in der Antriebseinheit, speziell beim Akku und der Motorelektronik, können sich Mängel verstecken, die bei einer Probefahrt unbemerkt bleiben. Ist dem Verkäufer keine Arglist nachzuweisen, bleibt der Käufer mit dem Problem allein. Bei Privatverkäufen werden in aller Regel Garantie und Gewährleistung ausgeschlossen.

Aus diesem Spannungsfeld haben Sven Erger und Thomas Bernik ein Geschäftsmodell entwickelt. Sie gründeten vor rund vier Jahren die Firma Rebike, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, gebrauchte E-Bikes nach allen Regeln der Kunst wieder aufzumöbeln und mit zwei Jahren Garantie auf Motor und Akku wieder zu verkaufen. Wobei der Begriff aufmöbeln bei Rebike natürlich nicht verwendet wird. Wie in vielen jungen Unternehmen, die etwas auf sich halten, spricht man hier Englisch. Refurbishment heißt das, was rund 60 Menschen in einer großen Halle im Kemptener Ortsteil Leubas machen. Die Zentrale, in der die hauseigenen Computerprogramme entwickelt



Fotos: Unternehmen

werden und die Administration beherbergt, liegt in München.

Im Kemptner Betrieb führt der Gründer Sven Erger durch die Hallen – obwohl er gerade an Krücken gehen muss. Ironie des Schicksals: Verursacht wurde die Verletzung durch einen Sturz mit dem Fahrrad. Schließlich ist Erger nicht nur Fahrrad-Unternehmer, sondern auch ambitionierter Radsportler.

Der Rohstoff des Refurbishment-Zentrums sind gebrauchte E-Bikes, meist mit geringen bis mittleren Laufleistungen. Rebike kauft aus-

schließlich Markenware an, keine No-Name-Produkte. 500 bis 3000 Kilometer haben die Gebrauchten in der Regel drauf. Rebike kauft sie gerne en gros, beispielsweise bei Leasingfirmen, Verleihstationen oder aus Konkursmassen. Da werden auch schon mal 1500 Bikes auf einmal angeliefert. Dazu kommen die Rückläufer aus dem eigenen Fahrrad-Abo-Programm.

Das bayerische Unternehmen weiß zunächst nicht, was da an Gebrauchtware auf sie zukommt. Deshalb wird jedes Rad vor der technischen Aufarbeitung gründlich geputzt, von Hand in einer zimmergroßen Waschbox. Passt das zum streng prozessorientierten – und damit ökonomischen – Arbeiten? Eine Fahrradwaschanlage, von denen es inzwischen einige auf dem Markt gibt, würde diese Arbeit doch wesentlich effektiver erledigen. „Für Verleihstationen, die ihren Kunden morgens ein sauberes Bike hinstellen wollen, passt das. Für uns ist diese Maschinenwäsche nicht ausreichend“, sagt Erger. Denn die Bikes sollten noch vor dem Check-up so sauber sein, als wären sie neu. Bei einem sauberen Rad lassen sich Mängel, besonders optische, viel besser erkennen.

Den Zustand von Mechanik und Elektronik analysiert ein erfahrener Zweiradmechaniker. Er definiert, was repariert oder ausgetauscht werden muss, hält den Status Quo im hauseigenen Warenwirtschaftssystem fest, löst eine Ersatzteilbestellung aus und schleust sie in die Aufarbeitungslinie ein. Nicht ohne vorher einen Aufkleber mit Barcode, Nummer und Klartextangaben zum Fahrrad zu erstellen, die „Unique-ID“, eine Fahrzeugnummer, die das Fahrrad ständig begleitet. Sehr alte und stark mitgenommene Fahrräder bekämen keine Unique-ID, erläutert Sven Erger: „Alte Gurken arbeiten wir nicht auf, die werden ausgeschlachtet.“ Das entspricht durchaus der Idee der Nachhaltigkeit, die das Unternehmen verfolgt. Verwendbare Teile werden aufgehoben, der Rest dem Recycling zugeführt.



Dann ist die Werkstatt dran, die alle vom Eingangskontrollleur festgelegten Arbeiten erledigt. Wobei Werkstatt für diese Reparaturlinie fast ein wenig verniedlichend klingt. Nach der technischen Reparatur folgen zwei Punkte, die nach Ansicht von Sven Erger für die Kundenzufriedenheit und mithin für die Wirtschaftlichkeit des Unternehmens von zentraler Bedeutung sind. Das ist zum einen die akribische Endkontrolle inklusive Probefahrt, zum anderen die Fotografie. „Wir wollen so transparent wie möglich arbeiten und fotografieren das Fahrrad aus jedem erdenklichen Blickwinkel, und zwar hochauflösend“, sagt Erger. „So kann der Kunde in die Fotos reinzoomen und jeden noch so kleinen Makel noch vor dem Kauf sehen.“ Das erspare dem Käufer Enttäuschungen und seiner Reklamationsabteilung Arbeit.

„Seitdem wir so arbeiten, ist die Quote an Reklamationen signifikant gesunken. Der Kunde weiß, was er für den geforderten Preis bekommt, und kann entscheiden, ob er beispielsweise optische Makel tolerieren kann.“ Was der Käufer aber immer mitbekommt, ist eine Zwei-Jahres-Garantie auf Akku und Motor. Das sind im Reparaturfall tatsächlich die Kostentreiber. Ein Akku des Marktführers Bosch kostet leicht mal 600 Euro, ein Motor inklusive Einbau liegt bei etwa 900 Euro.

Wer keinen Wert darauf legt, ein E-Bike zu besitzen, sondern es einfach nur nutzen will, kann bei Ergers und Berniks Firma auch ein E-Bike-Abo abschließen. Die Mindestlaufzeit beträgt drei Monate, der Mindesteinsatz 59 Euro pro Monat. Je höher der Anspruch ans Bike, desto höher die Mietgebühr. Das ist ideal für Fahrradfahrer, die das Bike ihrer Wahl vor dem Kauf erst einmal gründlich testen wollen – oder für solche, die nur in der warmen Zeit radeln wollen und möglicherweise keinen Lagerort für den Winter haben. Die packen dann einfach das Fahrrad wieder in den Karton und schicken es nach Kempten.

ANZEIGE

## FEEL GOOD, DO BETTER

Die faire und vegane Marke Alife & Kickin steht für stylische Streetwear. Und will damit die Welt und die Modebranche nachhaltiger gestalten.

Urban, comfy, unisex: Das ist die Streetwear von Alife & Kickin. Die Botschaft der Marke aus dem Vogtland: Genieße dein Leben, lebe bewusst, liebe dich selbst, so wie du bist. Für die Gründer:innen Nico Jacob und Mila Peißker-Jacob ist Alife & Kickin dabei mehr als moderne, unkomplizierte Schnitte in leuchtenden Farben. Ihre Brand gründeten sie 2008 mit der Mission, die Welt und die Modebranche umwelt- und sozialverträglicher zu gestalten. Zum firmeneigenen Code of Conduct zählen bestmögliche Arbeitsbedingungen, faire Löhne, keine Kinderarbeit. Auch der Schutz der Umwelt und das Tierwohl sind wichtige Anliegen. Die Kollektionen sind aus nachwachsenden oder recycelten Materialien, seit 2015 zudem 100 % vegan produziert. Statt Wolle, Leder, Fell, Daunen und Seide werden nur nachhaltige und zertifizierte Rohstoffe wie Bio-Baumwolle, Lyocell oder recyceltes Nylon verwendet. 2021 mit dem Vegan Fashion Award von Peta Deutschland in der Kategorie „Beste Kollektion“ ausgezeichnet, hebt das erfolgreiche Label trotzdem nicht ab. Ohne den Anspruch, perfekt zu sein, tut es alles, um unseren einmaligen Planeten besser zu behandeln – mit cooler und qualitativ hochwertiger Mode und innovativen Ideen für noch schonendere Herstellungswege. Mehr Infos unter [www.alifeandkickin.com](http://www.alifeandkickin.com)



**Alife & Kickin.**

**#WEAREALIFE**  
Lässiger Urban Style:  
Die komfortabel geschnittenen Puffer-Jackets und -Mäntel aus der Winter-Kollektion von Alife & Kickin halten trotz des Verzichtes auf tierische Daunen herrlich warm





## Zum Frühstück muss es Kaffee mit Hafermilch sein, sonst mag ich ihn nicht.



Bitterböse Komödien liegen ihr, so wie der Kinoerfolg „Contra“ von Regisseur Sönke Wortmann, in dem **Nilam Farooq** eine Studentin spielt, die sich mit ihrem Professor (Christoph Maria Herbst) auseinandersetzen muss. Erst beleidigt er sie im vollbesetzten Hörsaal rassistisch, danach wird er von der Hochschule gezwungen, sie auf einen Debattierwettbewerb vorzubereiten. Dafür bekamen die beiden in diesem Jahr den Ernst-Lubitsch-Preis für die beste komödiantische Leistung im deutschen Film. Farooq, 1989 in Berlin geboren, wurde auch als Youtuberin mit ihrem Kanal „daaruum“ bekannt. Ihre selbst produzierten Videos erreichten mehr als eine Million Abonnenten. Im Kino ist die Zweiunddreißigjährige seit Anfang September wieder in einer Komödie zu sehen: im Film „Freibad“ von Regisseurin Doris Dörrie, an der Seite von Andrea Sawatzki und Maria Happel.

### Was essen Sie zum Frühstück?

Ich frühstücke sehr selten, wenn, dann aber herzhaft. Brot mit Käse. Dazu muss es einen Kaffee geben, mit Hafermilch, sonst trinke ich ihn nicht. Und einen Orangensaft.

### Wo kaufen Sie Ihre Kleidung ein?

Mein Kleiderschrank ist schon ziemlich gut gefüllt, daher kaufe ich nicht so viel. Wenn ich etwas Neues kaufen möchte, muss ein Teil gehen. Ich achte dann besonders auf die Qualität.

### Was ist das älteste Kleidungsstück in Ihrem Schrank?

Ein langer, bequemer, blauer Hausrock aus Satinstoff von meiner Oma, der ist um die 60 Jahre alt. Den hat sie schon als Jugendliche getragen.

*Wann haben Sie zuletzt handschriftlich einen Brief verfasst?*  
Vergangene Woche. Kein echter Brief, es war eine Notiz, eine nette Notiz, an meinen Nachbarn. Der hatte mir einen Zettel in die Tür gesteckt, auf den ich mit einem Brief geantwortet habe.

### Welches Buch hat Sie im Leben am meisten beeindruckt?

„Das Kind in dir muss Heimat finden“ von Stefanie Stahl, ein Ratgeber über die Kindheit, beziehungsweise wie wir in der Kindheit schon konditioniert werden fürs gesamte Leben. Beim Lesen hatte ich einige Aha-Momente, die mir bis heute etwas bringen. Insofern hat mich das Buch sehr beeinflusst.

### Wie informieren Sie sich über das Weltgeschehen?

Vieles bekomme ich durch die sozialen Medien mit. Außerdem läuft im Hintergrund immer ein Radio oder Fernseher, so bekomme ich das Meiste mit.

### Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?

Smalltalk liegt mir leider nicht so. Ich habe aber gelernt, dass es am besten für mich ist, wenn ich den Leuten einfache Fragen stelle, wie: Was machst du? Wenn derjenige dann etwas Interessantes antwortet, folgt die nächste Frage. So wird aus Smalltalk ganz schnell ein spannendes Gespräch.

### Bei welchem Film haben Sie zuletzt geweint?

Ich weine eigentlich bei jedem Film. Zuletzt war es wohl bei „König der Löwen“, den ich mir mal wieder angeschaut habe. Da muss ich immer wieder weinen.

### Sind Sie abergläubisch?

Wenn ich Nein sage, ist das eine Lüge. Aber ich sage trotzdem Nein, auch wenn ich manche Sachen aus Aberglauben nie tun würde. Da bin ich von meiner Mama vorgeprägt, die total abergläubisch ist. Sie würde zum Beispiel nie eine Handtasche auf den Boden stellen, weil sonst das Geld aus ihr verschwindet. Was ich mache, wenn ich meine Wohnung für längere Zeit verlasse, ist, dass ich mich von jedem Zimmer verabschiede: Tschüss Wohnzimmer, tschüss Badezimmer, tschüss Küche. Man weiß ja nie, ob man heil zurückkommt.

### Worüber können Sie lachen?

Über sehr böse Witze, die so böse sind, dass ich sie nie laut erzählen würde. Man könnte es auch schwarzen Humor nennen. Und ich bin Fan von guten Wortwitzen. Darum hat mir der Film „Contra“ auch so große Freude bereitet, eine Geschichte voller Wortwitze.

### Ihr Lieblingsvorname?

Ich habe sehr viel Glück mit meinem Vornamen gehabt. Mein Vater ist Pakistani, der Name ist aber Sanskrit und in Indien verbreitet. Er bedeutet „der blaue Saphir“. Ansonsten mag ich kurze Namen wie Cleo oder Ruby.

### Machen Sie eine Mittagspause?

Nein. Außer sie wird mir vorgegeben. Überhaupt führe ich gefühlt ein Leben ohne Wochentage und Uhrzeiten.

### In welchem Land würden Sie gerne leben?

Entweder in Italien oder auf einer spanischen Insel.

### Was fehlt nie in Ihrem Kühlschrank?

Getränke mit Geschmack wie Eistee. Ich kann nicht verstehen, wie man nur Leitungs- oder Sprudelwasser trinken kann. Außerdem Weißwein.

### Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?

Ein Auto bedeutet für mich große Freiheit. Das habe ich schon so empfunden, als ich endlich meinen Führerschein hatte und das erste Mal mit lauter Musik eine Straße entlang gefahren bin.

### Was ist Ihr größtes Talent?

Ich kann vieles ziemlich gut, aber nichts perfekt. Was ich mag: mich in Neues reinzufitzeln. Das kann ich wirklich gut: neugierig sein, aufnahmefähig sein.

### Was tun Sie, obwohl es unvernünftig ist?

Autofahren, sehr viel Unfug essen, Alkohol trinken, zu wenig schlafen.

### Welcher historischen Person würden Sie gerne begegnen?

Gandhi.

### Tragen Sie Schmuck? Und eine Uhr?

Ich trage keine Uhr. Ich habe es immer wieder versucht, weil ich sehr gerne eine Uhrenträgerin wäre, aber ich bin es einfach nicht. Schmuck trage ich, aber keinen besonderen, ich wechsele ihn auch jedes Jahr. Am liebsten Armbänder und Ringe.

### Haben Sie einen Lieblingsduft?

Ich trage Libre von Yves Saint Laurent. Ansonsten mag ich den Geruch von frisch gewaschener Wäsche und auch von Shampoos, die nach Honig und Mandeln riechen. Was ich gar nicht mag, ist Vanille.

### Was war Ihr schönstes Ferienerlebnis?

Eines der schönsten war der Sternhimmel in der Atacama-Wüste in Chile.

### Auf welchem Konzert waren Sie zuletzt?

Bei Sam Fender in der Max-Schmeling-Halle in Berlin. Das war im Mai nach langer Zeit das erste Konzert für mich.

### Was fehlt Ihnen zum Glück?

Das Bewusstsein dafür, dass Glück von Dauer sein kann.

### Was trinken Sie zum Abendessen?

Gin Tonic oder Weißwein.

### Aufgezeichnet von Peter-Philipp Schmitt.



TERATAI BY BRETZ

ALEXANDER-BRETZ-STR. 2 • D-55457 GENSINGEN • TEL. 06727-895-0 • INFO@BRETZ.DE • BRETZ.DE  
FLAGSHIPS: KANTSTR. 17 LIVING BERLIN • HOHE STR. 1 DORTMUND • WILSDRUFFER STR. 9  
DRESDEN • STILWERK DÜSSELDORF • SCHÄFERGASSE 50 FRANKFURT • STILWERK HAMBURG  
HOHENSTAUENRING 62 KÖLN • REUDNITZER STR. 1 LEIPZIG • HOHENZOLLERNSTR. 100 • MÜNCHEN  
HALLPLATZ 37 NÜRNBERG • KÖNIGSBAU PASSAGEN STUTTGART • SALZGRIES 2 WIEN

**Bretz**  
TRUE CHARACTERS

AUDEMARS PIGUET  
*Le Brassus*

FROM ICONOCLAST TO ICON



Royal Oak  
50<sup>th</sup> anniversary